

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Repräsentation und Wissensproduktion.
Postkolonial- feministische Perspektiven“

Verfasserin

Nermin Ismail, BA.

Angestrebter akademischer Grad
Master of Arts (MA.)

Wien, Juni 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A066 824
Studium lt. Studienblatt:	Politikwissenschaft
Betreuerin:	Univ.-Prof.Dr. Birgit Sauer

Widmung

Für jede Frau, die ‚anders‘ ist.

Für jede Frau, deren Stimme nicht gehört wird.

Für jeden Menschen, der diskriminiert, stereotypisiert und bevormundet wird.

Für eine bessere Zukunft, in der Gleichberechtigung, Chancengleichheit und Frieden herrschen.

Abstract

In der vorliegenden Arbeit geht es vordergründig um folgende Fragen: Wer spricht (für wen)? Wem wird zugehört? Wer wird wahrgenommen? Wer wird wie (re)präsentiert? All das sind brandaktuelle Fragen, mit denen ich mich in dieser Arbeit auseinandersetze. Die spezielle Perspektive, aus der ich diese Fragen zu beantworten versuche, ist die postkolonial-feministische. In dieser Masterarbeit lege ich den Fokus auf die Felder der Repräsentation und Wissensproduktion. Die postkoloniale Perspektive zeigt auf, wie gewisse Machtverhältnisse und Herrschaftsstrukturen bis heute erhalten geblieben sind, und macht diese sichtbar.

Ausgehend von den Texten von Gayatri C. Spivak und Chandra T. Mohanty widme ich mich dem Feld der ‚Repräsentation‘ und ‚Wissensproduktion‘. Doch zuvor unternehme ich einen Exkurs zur Feministischen Theorie und die Kritik ‚anderer‘ Feministinnen daran. Es geht unter anderem darum, das einheitliche Verständnis des Subjekts Frau aufzubrechen, Diversität und Vielfalt im feministischen Theoriediskurs zuzulassen und anzuerkennen.

Außerdem unternehme ich den Versuch mich dem Feld des Kolonialismus und Imperialismus anzunähern. Um den postkolonialen Feminismus zu verstehen, halte ich es für notwendig sich zuvor mit dem Feminismus und dem Kolonialismus auseinanderzusetzen. Koloniale Eingriffe haben sowohl den Süden als auch den Norden der Welt geprägt und wirken bis zur heutigen Zeit nach. Ein relevanter Aspekt des kolonialen Diskurses ist die Politik der Repräsentation und auch die der Wissensproduktion. Postkoloniale TheoretikerInnen zeigen diese Machtverhältnisse auf und hinterfragen Annahmen über die sogenannte Dritte Welt-Frau.

Repräsentation wird in der Foucaultschen Diskurstheorie als der Ort und die Quelle der Wissensproduktion beschrieben. Auch das Wissens- und Erkenntnisssystem hat der Kolonialismus stark beeinflusst. Eurozentrismus, Universalismus und Androzentrismus-, sind einige der ‚Ismen‘, die für Verallgemeinerungen und Verblendungen in der Wissensproduktion sorgen. Theorien sind unmittelbare, politische Praxis und stellen keine geschlechts- oder geschichtsneutrale Arbeit dar. Beim Repräsentieren ist die Herstellung des ‚Anderen‘ von zentraler Bedeutung, denn dadurch erfolgen Selbst- und Fremdzuschreibungen, die die eigene Position erhöhen, während sie die andere erniedrigen. So findet der Kolonialismus seine Fortsetzung und ein Herrschaftssystem bleibt erhalten- über Repräsentation und Wissen.

Abstract

This paper is primarily centered on the following questions: Who speaks (for whom)? Who is listened to? Who is noticed? Who is (re) presented? All of these are late-breaking questions that I will discuss in this paper. I will try to answer these questions from a post-colonial, feminist perspective. In this Master thesis I lay focus on the fields of 'representation' and the 'production of knowledge'. The post- colonial perspective will illustrate how certain power structures have remained to our time.

Based on the texts by Gayatri C. Spivak and Chandra T. Mohanty, I will dedicate myself to the field of 'representation' and 'production of knowledge'. Prior to this I will make an excursion to the feministic theory and its criticism by 'other' feminists. Their point is to break the universal understanding of the homogeneous subject woman, as well as to allow and acknowledge the diversity and the multiplicity of feminist movements in theoretical discourses.

Furthermore, I will try to approach the field of colonialism and imperialism. In order to understand post-colonial feminism, it is essential to first take a look at feminism and colonialism. Colonial invasions have shaped the southern as well as the northern hemisphere and still continue to have an effect in our days. A relevant aspect of the colonial discourse is the politics of representation as well as the production of knowledge. Post- colonial theorists point out these power structures and question the assumptions of the so named Third World- woman.

In Foucault's discourse theory, representation is described as the source of the production of knowledge. Colonialism also has strongly influenced the system of knowledge and its perception. Eurocentrism, universalism, and androcentrism are just a few of the 'isms' that are responsible for the generalization and the blindness in the production of knowledge. Theories are part of the political praxis and do not portray a gender or history neutral piece of work. In representation, the production of the 'other' is of central importance for the self- attribution and attribution of the 'others'. This is why colonialism finds its way of continuance and a power system remains preserved through representation and knowledge.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
1.1. Anlass	4
1.2. Thema, Forschungsgegenstand und Problemstellung	8
1.3. Forschungsfragen und Annahmen	11
1.4. Methodisches Vorgehen – Gang der Argumentation	12
1.5. Relevante Begriffe.....	14
a. Macht und Herrschaft.....	14
b. Diskurs.....	16
2. Feministische Theorie	18
2.1 Politische Bewegung und Wissensprojekt.....	18
2.2. Feministische Kritik des Feminismus und Möglichkeiten eines „globalen Feminismus“	19
2.3. Feminismus als Projekt	20
2.4. Globale Schwesternschaft	21
3. Kontext: Geschichte und Entwicklung der postkolonialen Kritik.....	23
3.1. Kolonialismus und Imperialismus.....	23
3.2. Ursprünge postkolonialer Theorie.....	26
a. Commonwealth Literary Studies.....	27
b. Orientalismustheorie von Edward Said	28
3.3. Begriffsdeutung: ‚post‘ und ‚kolonial‘	29
a. ‚post‘	29
b. ‚kolonial‘	32
3.4. Postkoloniale Theorie als Forschungsfeld.....	33
4. Repräsentation	38
4.1. Politische Repräsentation und ihre Krise	38
4.2. Demokratische Repräsentation und politische Körperlehren	41
4.3. Repräsentation als Herrschaftsorganisation	44
4.3.1. Die Organisation der Herrschaft.....	45
4.3.2. Repräsentation im Laufe der Zeit	47
4.3.3. Der/die Repräsentierte	49
4.3.4. Über den Repräsentanten.....	51
a. Identität als Kriterium	53
b. Interesse als Kriterium.....	54

c. Expertise als Kriterium.....	54
4.3.5. Fazit	55
4.4. Repräsentationstheoretischer Zugang	56
4.4.1. Bilder	57
4.4.2. Mechanismen der Bedeutungsproduktion	59
4.5. Zusammenfassung: Dimensionen der Repräsentation.....	61
5. Wissensproduktion	62
5.1. Wissen als Handlungsvermögen.....	62
5.2. Wissenschaftskritik	63
5.2.1. Wissen und Macht	63
5.2.2. Foucaults „Analytik der Macht“.....	71
5.3. Zusammenfassung: Dimensionen der Wissensproduktion.....	73
6. Postkolonialer Feminismus: Feminismus und postkoloniale Kritik.....	75
6.1. Feministisch-postkoloniale Perspektive	75
6.2. Postkolonialismus und Geschlecht	76
7. Postkoloniale Kritikerinnen des westlichen Feminismus	78
7.1. Gayatri C. Spivak	78
„The subaltern cannot speak“	82
7.2. Chandra T. Mohanty.....	85
„Under western eyes“	85
8. Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonial-feministischer Perspektive.....	89
8.1. Theoretisierung: Repräsentation und Wissensproduktion	90
8.1.1. Repräsentation aus postkolonial-feministischer Perspektive.....	90
8.1.2. Zwischen Blick, Sprache, Körper und Begehren	97
8.1.3. Auswirkungen der Bedeutungszuschreibungen auf die Konstruktion von Identität	99
8.2. Frauen, Imperialismus und Kultur.....	101
„Race“ und Gender.....	104
8.3. Problematiken des akademischen Mainstreams	106
8.3.1. Weißheit	106
8.3.2. Soziale Konstruktionen	109
8.3.3. Othering.....	110
8.3.4. Ausschluss	111
8.4. Feministische Wissensproduktion	112
8.4.1. Homogenisierung feministischer Theorie	112
8.4.2. Die Heterogenität und Komplexität von Machtbeziehungen.	113

8.4.3.	Epistemische Gewalt	116
8.4.4.	Artikulation	116
8.4.5.	Spivak: Epistemische Gewalt	117
8.4.6.	Nichtwissen	120
8.5.	Wissenschaftskritik feministischer Geschlechterforschung	122
8.5.1.	Wurzel der Disziplin.....	122
8.5.2.	Wissenschaftliche Wissensproduktion	123
8.5.3.	Vervollständigung in den Wissenschaften	126
8.5.4.	Standpunkt-Epistemologie	128
8.5.5.	Vielstimmigkeiten und Differenzen	130
8.5.6.	Bilder in der Forschung	132
8.5.7.	Konsequenzen für wissenschaftliche Arbeit.....	134
9.	Zusammenfassender Ausblick.....	135
10.	Fazit.....	142
11.	Literaturverzeichnis.....	144

1. Einleitung

1.1. Anlass

Es ist bemerkenswert, dass die bekannte feministische Organisation ‚Frauen ohne Grenzen‘ immer wieder Diskussionsveranstaltungen, Konferenzen und Tagungen veranstaltet, bei denen sie sich der ‚muslimischen Frau‘ widmet, jedoch ohne eine solche einzuladen. Bei einer Diskussion mit dem Titel *Aus-gebildet? – Aus-geblendet?* im Frühjahr 2013 im Festsaal der Diplomatischen Akademie in Wien ging es um junge Migrantinnen, um ihre Ausbildungs- und Integrationswege in Österreich. Es wurden drei ‚Expertinnen‘ aus Deutschland eingeladen. Sie sprachen über Phänomene, die immer wieder in den Medien und auch in der Politik im Bezug zur ‚muslimischen Frau‘ stehen: Zwangsverheiratung, Ehrenmord und Unterdrückung. An dieser Stelle fragte ich mich: Warum ist Migrantin gleich muslimische Frau? Und warum werden alle gesellschaftlichen sozio-ökonomischen, politischen Problematiken in Bezug auf diese ‚muslimische Frau‘ auf scheinbar kulturelle Aspekte verkürzt? Einige österreichische muslimische Frauen waren anwesend. Ein junges muslimisches Mädchen hob einige Male die Hand. Als sie zu Wort kam, drückte sie ihren Unmut über die Aussagen der ‚Expertinnen‘ aus und beschrieb sich selbst als frei und selbstbestimmt. Die ‚Expertinnen‘ nahmen Bezug auf ihre Aussage und eine von ihnen meinte, viele Mädchen wüssten gar nicht, wie sehr sie unterdrückt und fremdbestimmt seien. Dem Mädchen wurde trotz wiederholten Handzeichen das Mikrofon nicht gereicht, bis sie die Veranstaltung demonstrativ verließ.

Ein anderes Beispiel fügt eine weitere Dimension des Schweigens der Thematik hinzu. Eine junge muslimische Frau wird am 28. April 2010 neben zwei Politikerinnen und einem Politiker zu einer Live-Diskussion bei einem privaten österreichischen Fernsehsender (ATV) eingeladen. Thema der Veranstaltung war im weitesten Sinne die mangelnde Integration muslimischer BürgerInnen in Österreich. Konkret ging es um die Frage der Burka (Vollverschleierung), und ob diese in Österreich gesetzlich verboten werden sollte. Noch am selben Tag wurde die offizielle Presseaussendung des Fernsehsenders zur Diskussionsrunde veröffentlicht. Zum Erstaunen jener, die die Sendung live mitverfolgt hatten, wurde der Beitrag der muslimischen Frau zur Debatte mit keinem Wort erwähnt. Die Positionen, Argumente und Stellungnahmen der drei anderen DiskutantInnen, Andreas Mölzer, Maria Rauch-Kallat und Maria Vassilakou, wurden dargestellt, doch fehlte schlicht die Erwähnung des Beitrags dieser Person, geschweige denn ihrer Position zur Thematik.

Eine weitere Dimension der Relevanz meiner Arbeit will ich anhand des folgenden Beispiels veranschaulichen. Im März 2013 wurde der ‚Topless Jihad Day‘¹ in Berlin und Hamburg von Femen-Aktivistinnen ausgerufen und sorgte für großes Aufsehen. Deutsche Frauen aus Berlin und Hamburg fanden zusammen, um vor Moscheen und der tunesischen Botschaft gegen den ‚Islamismus‘ zu kämpfen und zur Solidarität für die tunesische Femen-Mitbegründerin Amina Tyler aufzurufen. Sie hatte Anfang März ein Oben-ohne Foto auf Facebook gepostet und islamische Werte diffamiert, woraufhin ihr mit dem Tod gedroht wurde. Seither veröffentlicht Femen täglich Fotos von nackten Körpern mit Parolen gegen den Islam, den sie als Grund für Unterdrückung betrachten. Doch der Gegenprotest ließ nicht lange auf sich warten. „Eure Nacktheit befreit uns nicht“, kontern Musliminnen. ‚Muslim Women against Femen‘ (bereits über 14.669 Fans auf Facebook aus aller Welt)² und ‚MuslimaPride‘ (2.348 Fans mehrheitlich aus dem deutschsprachigen Raum)³ sind entstanden. Sie wehren sich gegen die Generalisierung und behaupten, das Kopftuch sei kein Beleg der Unterdrückung der Frauen.

„Das Gegenteil von gut ist gut gemeint. Und wie sehr gut gemeint seine Wirkung verfehlen kann, das demonstriert zurzeit der Streit zwischen den Femen-Aktivistinnen und feministischen Muslimas. Femen, das sind eigentlich die Guten. Die, die für Liberalität, Freiheit und Emanzipation stehen.“ (Pantel 2013: o.S.)⁴

Das schreibt Journalistin Nadia Pantel am 08.April.2013 in der Süddeutschen Zeitung und beschreibt somit den ‚Streit‘ zwischen zwei Parteien. Betül Ulusoy ist Mitbegründerin von MuslimaPride. Sie meint, ‚muslimischen Frauen‘ werde oft die Freiheit und Selbstbestimmung abgesprochen. Muslimische Frauen hätten jedoch von sich selbst aber oft ein ganz anderes Selbstverständnis und wendeten sich deswegen gegen dieses negative Bild ihrer selbst. Die Aktion von Femen habe ihrer Ansicht nach offenbart, dass die Frauen falsch informiert seien, sagt sie. An dieser Stelle kommt das Wissen, welches über ‚muslimische Frauen‘ existiert, zur Sprache. Aber ebenso das Bild, welches mit diesem Wissen und dieser homogen geglaubten Gruppe verknüpft ist. Die Hauptbotschaft von MuslimaPride ist: „Gestehe jeder ihre Freiheit zu. Und mach die Freiheit anderer nicht von deinen persönlichen

¹ Dieser Teil der Arbeit stammt von einem von mir geführten Interview über den „Topless Jihad Day“ mit Muslimapride-Mitinitiatorin Betül Ulusoy, welches am 12.März.2013 auf dem Internetmagazin M-Media (Media Watch Diversity) erschienen ist. URL: <http://www.m-media.or.at/frauen/muslimas-gegen-femen-eure-nacktheit-befreit-uns-nicht/2013/04/26/> zuletzt abgerufen am 07.12.2013

² <https://www.facebook.com/MuslimWomenAgainstFemen?fref=ts>, zuletzt abgerufen am 24.12.2013

³ <https://www.facebook.com/MuslimaPrideIntl?fref=ts>, zuletzt abgerufen am 24.12.2013

⁴ <http://www.sueddeutsche.de/politik/muslimas-empoert-ueber-femen-aktion-nacktes-missverstaendnis-1.1643194>, zuletzt abgerufen am 07.12.2013

Ansichten abhängig. Freiheit für den Minirock, für die Krawatte, aber eben auch für das Kopftuch.“ (Ulusoy 2013: o.S.) Dabei wolle sie niemandem Böswilligkeit unterstellen, doch bestehe viel Unwissenheit gegenüber ‚der Muslima‘. Viele ‚westliche Feministinnen‘ würden es tatsächlich gut meinen, aber das Bild der unterdrückten Frau müsse sich in den Köpfen ändern. „Feministinnen muss außerdem klar werden, dass sie, indem sie versuchen ihre Ansichten der Muslima aufzudrücken, eine Quelle des Drucks und der Fremdbestimmung erzeugen. Gut gemeint ist daher leider nicht gleich gut gemacht.“ (Ulusoy 2013: o.S.)

Angeichts vieler politischer, akademischer und nichtakademischer Diskurse, die rund um die Welt zu beobachten sind, kam mir die Idee, mich theoretisch mit Repräsentation und Wissensproduktion zu beschäftigen. Ich möchte mit drei Impulsen beginnen, die meine Motivation, diese Arbeit zu schreiben und mich mit Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonialer-feministischer Perspektive auseinanderzusetzen, verdeutlichen sollen. Anhand dieser Beispiele will ich die Thematik, aber auch die Problematik vor allem in ihrer Relevanz näherbringen.

Anhand des ersten Falls kann ich erklären, wie die ‚muslimische Frau‘ bei dieser Veranstaltung zum Objekt gemacht wurde, über das gesprochen wird, das vertreten dargestellt wird, das jedoch nicht als handlungsfähiges Subjekt anerkannt wird. Wäre das muslimische Mädchen als Subjekt anerkannt, hätte sie sich selbst artikulieren können. Wenn eine ‚Muslimin‘ zu einer solchen Debatte eingeladen wird und spricht, dann ist es oft eine Frau wie Necla Kelek oder Seyran Ates. Frauen, die sich von ‚den MuslimInnen‘ lossagen, islamkritisch zu bezeichnen sind und Mainstream-feministische Positionen eingenommen haben. Gespräche über bestimmte Frauen ohne deren Präsenz zu führen, sind nicht viel mehr als die Demonstration der eigenen freien, emanzipierten Position und des eigenen Weltbildes.

Auch beim zweiten geschilderten Fall liegt die Vermutung nahe, dass der muslimischen Frau nachträglich eine mediale Burka übergestülpt wurde, die nicht nur ihre Anwesenheit, sondern auch ihre Worte und ihre Stellungnahme verbarg. Nach diesem Vorfall habe ich mit der muslimischen DiskutantIn gesprochen und sie empfand ihr ‚Verschwinden-lassen‘ oder ‚Schweigen-lassen‘ als einen Akt der Gewalt und Aggressivität von Seiten des Senders. Sie konnte sich den Vorfall nicht anders erklären, als dass der Sender sein Publikum mit einer ‚Muslimin‘, die nicht nur sehr gut die deutsche Sprache beherrscht, sondern auch eine selbstbestimmte Haltung vermittelte und eine eigene Position vertritt, nicht überfordern

wollte. Zum ‚Schweigen-lassen‘ kommt hier die Dimension der inszenierten Abwesenheit hinzu.

Die Auseinandersetzung zwischen Femen, einer in Kiew gegründeten Frauengruppe, die sich als feministisch bezeichnet, und MuslimaPride, einer Gruppe muslimischer Frauen, zeigt, dass es nicht ‚die Muslimin‘ gibt oder ‚die Feministin‘ oder ‚die Frau‘, die es zu repräsentieren gilt oder über die Wissen (re)produziert wird. Vielmehr gibt es mehrere ganz persönliche Auffassungen und Feminismen, die sich ständig in einem Selbstbehauptungs- und Machtkampf befinden. Daher muss die Vielfalt feministischer Sichtweisen und Bewegungen anerkannt und zugelassen werden.

Diese Debatte rund um Frauen mit unterschiedlichen kulturellen, religiösen und sozialen Hintergründen spiegelt den Diskurs feministischer Theorie und Praxis wider. Sie kann in einer postkolonialen Situation verortet werden. Doch aufgrund des eingeschränkten Rahmens der vorliegenden Arbeit und der Notwendigkeit der Eingrenzung widme ich mich hierbei den zwei Feldern der Repräsentation und Wissensproduktion. Ziel ist eine Auseinandersetzung mit der Theorie des postkolonialen Feminismus und der postkolonialen Kritik. Den sogenannten westlichen Feministinnen wird die Frage gestellt, ob sie ‚über‘ oder ‚mit‘ ‚Anderen‘⁵ sprechen und diese (re)konstruieren. Schon in kolonialen Praktiken haben Kolonialherren im Namen der Befreiung der Frauen gehandelt. Das Bild der unterdrückten ‚anderen‘ Frau konnte herhalten für die Legitimierung imperialistischer Politik, heute jedoch wird es auch anders eingesetzt, nämlich als Legitimation restriktiver Migrationspolitiken (vgl. Varela/ Dhawan 2009: S.5).

Meine empirischen Aufhänger haben die Relevanz dieser Felder beleuchtet und sollten zeigen, dass das ‚Schweigen-lassen‘ und ‚Verschwinden-lassen‘ Praktiken sind, die immer noch existieren und weiterhin bestehen. Dadurch entsteht ein Problem der Repräsentation, weil bestimmte AkteurInnen nicht repräsentiert werden. Daraus resultiert ein selektives Wissen, das bestimmte Erfahrungen und Positionen ausklammert bzw. nicht duldet. Vor allem anhand des ‚Femen‘-Beispiels wird deutlich, dass ein bestimmtes Bild der muslimischen Frau vorhanden ist, mit dem sich einige muslimische Frauen nicht identifizieren und nicht abfinden wollen. Und so erhoben sie selbst ihre Stimmen und sprachen für sich. Ulusoy sprach im

⁵ In dieser Arbeit schreibe ich ‚Andere‘ groß. Durch Nominalisierungen wie ‚die Andere‘, ‚der Andere‘, ‚das Andere‘, findet eine Personalisierung statt, die bei aller Diffusität immer auch etwas oder jemanden Konkretes bedeutet, dem mit Respekt zu begegnen ist.

Interview das falsche Informiert-Sein der ‚Femen‘-Aktivistinnen an. Dies könnte ein Hinweis auf die Entstehung von MuslimaPride sein, um in den Diskurs der Wissensformierung einzutreten und die Wissensproduktion selbst zu gestalten. Wissen ist dabei wichtig, weil es einerseits Legitimation verleiht und andererseits Macht.

Das Problem der Repräsentation und Wissensproduktion wurde von postkolonialen Feministinnen vielfach bearbeitet und lässt sich durch die zuvor geschilderten Beispiele in seiner Relevanz sehr gut aufzeigen. In dieser Arbeit soll es nicht darum gehen, die fehlende Sensibilisierung sogenannter ‚westlicher‘ Feministinnen zu analysieren, sondern darum, was postkolonial feministische Theoretikerinnen, allen voran die beiden federführenden postkolonialen Feministinnen Gayatri C. Spivak und Chalpade T. Mohanty, dazu sagen. Es geht um die Antwort und die Reaktion postkolonialer Kritikerinnen.

1.2. Thema, Forschungsgegenstand und Problemstellung

Das Thema meiner Abschlussarbeit lässt sich in drei Schlüsselbegriffen zusammenfassen: ‚postkolonial- feministische Kritik‘, ‚Repräsentation‘ und ‚Wissensproduktion‘. Nun möchte ich diese kurz beleuchten.

Bei der postkolonialen feministischen Kritik handelt es sich unter anderem um die Kritik an der politischen Praxis der westlichen Frauenbewegungen. Frauen aus der sogenannten Dritten Welt richten sich gegen den politischen Alleinvertretungsanspruch weißer Mittelschichtfrauen und gegen das einheitliche Verständnis des Subjekts Frau. Es gibt viele weitere Unterdrückungsverhältnisse, wie die fehlende Reflexion des eigenen Standpunktes der ForscherInnen und RepräsentantInnen. Postkoloniale Kritik stellt den Versuch dar, Differenzen geltend zu machen und Feminismus als Teil eines größeren Projekts zu betrachten, das sich gegen soziale Ungleichheit richtet. Dabei wird von einem Verständnis der Mehrfachunterdrückung der Frau ausgegangen. Nicht nur der Mann und das patriarchale System sind dabei die Unterdrücker.

Repräsentation und Wissensproduktion stellen zwei Felder dar, die ich bei postkolonialen Feministinnen untersuchen möchte. Auch will ich deren Relevanz für die postkolonialen feministischen Studien aufzeigen. Beide Aspekte sind wichtige Komponenten der postkolonialen Studien und der postkolonialen Kritik, die die Mannigfaltigkeit kolonialer Interventionen und ihre Wirkmächtigkeit in der heutigen Zeit widerspiegeln. Die bloß formale Unabhängigkeit einst kolonialisierter Staaten, die nach einer militärischen Präsenz und einer massiven territorialen Expansion über Jahrhunderte erfolgte, bedeutet kein Ende eines

Herrschaftssystemen. Sowohl der globale Norden als auch der globale Süden wurden und werden immer noch durch die gemeinsame Historie der Kolonialisierung maßgeblich geprägt und definiert. Genau diese Spuren versuchen die postkolonialen Studien zu erforschen. Dabei geht es um eine kritische interdisziplinäre Perspektive. Vor allem vor dem Hintergrund, dass diese globalen Machtverhältnisse bis heute von staatlicher, aber auch wissenschaftlicher Seite kaum aufgearbeitet werden und die Taten der kolonialen Zeit aus dem kollektiven Gedächtnis verdrängt und verharmlost werden (vgl. Klümper 2010: S.8).

Zweifelsohne ist ein beträchtlicher Teil des kolonialen Diskurses die Politik der Repräsentation. In diesem Kontext heißt das ganz konkret, sich mit der Sprache auseinanderzusetzen, „welche in der Lage ist, Frauen vollständig und adäquat zu repräsentieren, um ihre politische Sichtbarkeit zu ermöglichen.“ (Varela/Dhawan 2004: S.207) Für marginalisierte Gruppen, seien diese schwarze Frauen, Migrantinnen, Musliminnen, geht es im Allgemeinen um folgende Frage: Wer spricht für wen? Das heißt, wer wird von welchem Akteur aus welchem Grund repräsentiert?

„Representation is the production of meaning of the concepts in our minds through language. It is the link between concepts and language which enables us to refer to either the ‘real’ world of objects, people or events, or indeed to imaginary worlds of fictional objects, people and events.“ (Hall 1997: S.17)

Die postkoloniale feministische Kritik analysiert unter anderem, wie Frauen repräsentiert werden und fordert die bisherigen traditionellen Annahmen über Frauen der sogenannten Dritten Welt in der Gesellschaft und in der Literatur heraus. Kolonialismus und Patriarchat sind historisch eng verknüpft, doch bedeutet das Ende der Kolonialherrschaft nicht das Ende der Unterdrückung der Frau. Postkoloniale Feministinnen zeigen auf, wie Frauen bis heute stereotypisiert und marginalisiert werden und somit missrepräsentiert sind (vgl. Shital/Udgir 2012: S.27). Dabei spielt die Frage nach der Stimme eine wichtige Rolle, denn durch die fehlende Selbstartikulation wird die (nicht-vorhandene) Handlungsmacht der Postkolonisierten demonstriert.

„Die Foucaultsche Diskurstheorie beschäftigt sich mit Repräsentationen als Ort und Quelle der Wissensproduktion.“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.75)

Der Kolonialismus hat nicht nur Auswirkungen im ökonomischen und politischen Bereich, sondern er hat auch Spuren in den Wissens- und Erkenntnisssystemen hinterlassen und diese

maßgeblich geprägt. Eurozentrismus, Universalismus und Androzentrismus sind ‚Ismen‘, die die Wissensproduktion bestimmen und für Verallgemeinerungen, Auslassungen und Verblendungen in der Theorieproduktion verantwortlich sind.

Theorien sind keinesfalls bloße Produktion von Wissen, sondern unmittelbare politische und diskursive Praxis. Theorien sind nie unpolitisch. Genauso wie die koloniale Herrschaft niemals ein geschlechtsneutraler Gewaltakt ist, ist auch die Wissensproduktion nicht geschlechtsneutral (vgl. Mohanty 1988: S.149). Mohanty stellt die These auf, dass die Schriften westlicher Feministinnen die materiellen und historischen Unterschiede in den Lebenssituationen der Frau der so genannten Dritten Welt kolonisieren (vgl. Mohanty 1988: S.150).

Durch die Verwendung bestimmter Techniken der Unsichtbarmachung der subalternen Stimmen ist die Praxis der Repräsentation nicht unschuldig. Spivak geht von einer doppelten Funktion der Repräsentation aus, die Darstellung und die Vertretung. Sie stellt die Frage nach der Herstellung des ‚Anderen‘ in diesem Prozess (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003: S.26). Die Repräsentationsthematik birgt nicht nur auf feministischer Ebene, sondern auf vielen weiteren politischen Ebenen Problematiken. Sprechen die Frauen nämlich für sich und werden zum handlungsfähigen Subjekt, werden sie nicht gehört und ignoriert. Sie werden nicht als Akteurinnen der Repräsentation anerkannt. Eine effektive Macht- und Ausgrenzungsstrategie (Varela/Dhawan 2004: S.213). Spivak stellt die Frage: „Kann die Subalterne sprechen?“ Aufstände der Subalternen werden bei Spivak als Versuche der Selbst- Repräsentation verstanden, jedoch außerhalb des vorgeschriebenen Rahmens der strukturellen Möglichkeiten der Repräsentation. Das bedeutet aber zugleich die Unmöglichkeit zu sprechen. Das Sprechen deutet auf eine politische Handlungsmacht hin, die für die Kolonisierten nicht gegeben ist (ebd.).

Der Diskurs der postkolonialen feministischen Theorie sucht nach friedlichen Lösungen für unterdrückte Frauen. Differenzen und Unterschiede sollen genossen anstatt politisiert und missbraucht werden.

„Postcolonial feminism is a hopeful discourse, it seeks peaceful solutions for all world marginalized women. Postcolonial feminists imagine a world in which differences are celebrated and enjoyed. Postcolonial feminists work for social, cultural, economic, and religious freedoms for women.“ (Mishra 2013: S.129)

Die unterschiedlichen Geschichten und Erfahrungen der einzelnen Frauen sollen respektiert werden. Sie sind geprägt vom Kolonialismus und haben sich vorgenommen, ihre Geschichte neu zu schreiben, indem sie sich spezifischer Erfahrungen postkolonisierter Menschen annehmen und diese in den Diskurs einbringen.

„Women around the world have very different histories with respect to their postcolonial inheritance, involving such experiences as imperial conquest, slavery, enforced migration and even genocide. Thus, postcolonial feminists have argued for the rewriting of history based on the specific experiences of formerly colonized people and their various strategies for survival.” (Shital/Udgir 2012: S. 27)

Nun will ich zum Forschungsinteresse und zur konkreten Problemstellung übergehen. Da es in meiner Arbeit um Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonialer Sichtweise geht, werde ich genau diese zwei Aspekte beleuchten. Dabei werde ich die Ansichten von Gayatri C. Spivak und Chandra T. Mohanty an den Anfang der Analyse postkolonial-feministischer Perspektiven stellen, da ihre Ansätze für viele weitere postkolonialen Theoretikerinnen von großer Bedeutung sind. Mein Forschungsgegenstand sind die Aspekte der Repräsentation und Wissensproduktion in der postkolonial- feministischen Theorie.

Repräsentation basiert auf Wissen und beide sind Machtverhältnisse. Vor allem durch das Wissen, welches über die ‚Anderen‘ produziert und reproduziert wird, findet ein Machtverhältnis seinen Ausdruck. Wenn wir bedenken, dass wir keinen unmittelbaren Zugang zum Realen haben, sondern die Welt nur durch Repräsentationen kennen (vgl. Schade 2002: S.85), erkennen wir die Wichtigkeit davon, die Repräsentation von und das bestehende Wissen über bestimmte Gruppen zu untersuchen und dadurch Machtverhältnisse sichtbar zu machen.

1.3. Forschungsfragen und Annahmen

Die vorliegende wissenschaftliche Arbeit widmet sich der Frage: Welche Zugänge eröffnen die beiden Theoretikerinnen Gayatri C. Spivak und Chandra T. Mohanty⁶ auf das Feld der Repräsentation und Wissensproduktion und wie betrachten postkoloniale TheoretikerInnen diese zwei Bereiche?

⁶ Ich habe diese beiden Theoretikerinnen ausgewählt, da sie zu den bekanntesten und einflussreichsten postkolonial-feministischen Kritikerinnen zählen und da ihre Schriften viele weitere Arbeiten in diesem Bereich prägen.

Dabei steht die Kritik des postkolonialen Feminismus am westlichen ‚Mainstream-Feminismus‘ im Mittelpunkt. Das Augenmerk liegt auf der Repräsentations- und Wissensproduktionsthematik. Wie betrachten Mohanty und Spivak diese beiden Felder? Was kritisieren sie am sogenannten ‚westlichen Feminismus‘? Welche Vorschläge haben postkoloniale TheoretikerInnen, um anderen Stimmen Gehör zu verschaffen und anderes Wissen zuzulassen? Das sind weitere Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen.

Ich möchte einige Annahmen an dieser Stelle vorwegnehmen und darstellen. Feministische postkoloniale Theorie ist in der Lage, koloniale Kontinuitätslinien mit Blick auf Gender zu analysieren. Sie stellt eine Möglichkeit der kritischen Intervention dar und wendet sich insbesondere den Widersprüchen historischer Prozesse zu. Dabei werden sowohl der Begriff der Kolonisierung als auch Dekolonisierung als uneindeutig und komplex verstanden. Die feministische postkoloniale Theorie weist darauf hin, dass Imperialismus ohne eine Theorie des Gender-Regimes nicht verstanden werden kann. Christine Löw stellt beispielsweise die These auf, dass westliche Theorien nicht in der Lage seien, die Unterdrückung, die Kämpfe und die subjektiven Wahrnehmungswelten von ‚Dritte Welt-Frauen‘ zu erfassen und zu begreifen (vgl. Löw 2009: S.16).

Ziel dieser Arbeit ist es, die Themenfelder Repräsentation und Wissensproduktion aus Sicht postkolonialer Feministinnen und postkolonialer TheoretikerInnen zu beleuchten. Dabei soll der Zusammenhang beider Begriffskonstruktionen analysiert und der Beitrag unterschiedlicher Theoretikerinnen diesbezüglich dargestellt werden. Im abschließenden Teil wird die Frage nach der Möglichkeit rassistischer Kontinuitäten in Bezug auf Repräsentation und Wissen dargestellt und der Bezug zu heutigen Diskursen erstellt.

1.4. Methodisches Vorgehen – Gang der Argumentation

Die folgende Arbeit beschränkt sich ausschließlich auf Literatur, dabei wird der Bezug zur Empirie nur beim Einstieg und wiederum am Schluss hergestellt.

Am Anfang der Arbeit werde ich mit einem kurzen Kapitel zur feministischen Theorie und zur Kritik feministischer Theoretikerinnen daran einsteigen. Hierbei wird es um eine kurze Erklärung des Feminismus, seine Notwendigkeit und die Idee des Feminismus als Projekt gehen. Dieses Kapitel liefert einen kontextuellen Erklärungsrahmen für diese Arbeit, die sich als Teil einer Bewegung versteht, die anstrebt, die Dominanz westlicher Herangehensweisen im erkenntnistheoretischen Bereich aufzubrechen und andere Stimme zu Wort kommen zu lassen (vgl. Löw 2009: S.17). Im darauffolgenden Kapitel werde ich den Versuch starten der

Geschichte und Entwicklung der postkolonialen Kritik nachzugehen und diese kurz zu schildern. Hierzu werde ich Edward Saids Orientalismustheorie, welche als das Gründungsdokument der postkolonialen Studien gilt, heranziehen. Nach einer Skizze des Entstehungsdiskurses widme ich mich den beiden Begriffen ‚Kolonialismus‘ und ‚Imperialismus‘ sowie dem Begriff ‚postkolonial‘. Im weiteren Verlauf der Arbeit werde ich unterschiedliche Ansätze zur ‚Repräsentation‘ darlegen, jedoch ohne einen Bezug zum Postkolonialismus und Feminismus herzustellen. Das erleichtert den späteren Zugang aus postkolonial feministischer Perspektive und verhindert Wiederholungen. Danach widme ich mich in ähnlicher Weise dem Begriff der ‚Wissensproduktion‘ und konzentriere mich auf die Aspekte der Macht und Ideologie bzw. auch der Wissenschaftskritik. Im Anschluss daran beschäftige ich mich mit dem postkolonialen Feminismus, jene spezifische Perspektive, die die globale Schwesternschaft in Frage gestellt hat und herkömmliche Wissensformen kritisierte⁷. Beide Theoretikerinnen Gayatri C. Spivak und Chandra T. Mohanty haben mit ihren bekannten Essays *Can the Subaltern speak* und *Under Western eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses* Diskussionen angeregt und neue Blickwinkel auf die Thematiken der ‚Repräsentation‘ und ‚Wissensproduktion‘ eröffnet. In den nach den Theoretikerinnen genannten Kapiteln werde ich einen kurzen Einblick in ihr Leben geben und die Kernthesen ihres fundamentalen Beitrags vorstellen. Davon ausgehend geht es im Hauptkapitel dieser Arbeit ‚Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonial-feministischer Perspektive‘ um die Weiterführung der Theorien der Repräsentation und Wissensproduktion, den Zusammenhang von Klasse, ‚race‘ und Gender, die Problematiken des akademischen Mainstreams, epistemischer Gewalt⁸ und Wissenschaftskritik feministischer Geschlechterforschung. Im abschließenden Teil folgt ein kurzer zusammenfassender Ausblick für die postkolonial-feministischen Diskurse der Gegenwart. Mögliche Leerstellen werden formuliert und die Frage nach der Möglichkeit, rassistische Kontinuitäten in Bezug auf Repräsentation und Wissen zu durchbrechen, gestellt. Im Fazit wird schlussendlich Bezug auf die anfangs gestellten Fragen genommen und die Erkenntnisse dieser Arbeit geschildert.

⁷ Spivak sieht in den westlichen Wissensformen koloniale Implikationen, die sich daraus erklären, dass die Geschichte des Kolonialismus im 19. Jahrhundert und dessen Eingeschrieben-sein in die westlichen Wissensformen nie richtig untersucht wurden. Aus diesem Grund ist es notwendig und besonders wichtig, in die epistemischen Vorannahmen der Theorieproduktion des Westens einzugreifen (vgl. Löw 2009: S.18).

⁸ Siehe Kapitel 8.4.3 ‚Epistemische Gewalt‘

1.5. Relevante Begriffe

a. Macht und Herrschaft

Da die Begriffe Macht und Herrschaft in dieser Arbeit eine wichtige Rolle spielen, möchte ich diese gleich hier einleitend erklären.

Was bedeutet Herrschaft und was ist Macht und worin liegt der Unterschied? Ich möchte hier mit zwei Definitionen von Max Weber beginnen, die er in seinem Buch *Wirtschaft und Gesellschaft* anführt.

„Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“
(Weber 1972: S.28)

Der Machtbegriff ist nach Weber soziologisch amorph. Somit können alle möglichen Situationen einen Menschen in die Lage versetzen, seinen Willen durchsetzen zu wollen bzw. durchzusetzen. Der Begriff der Herrschaft müsse, so Weber, ein präziserer sein (vgl. Weber 1972: S.28f).

„Herrschaft soll heißen die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden.“ (Weber 1972: S.28)

Sowohl bei Macht als auch bei Herrschaft handelt es sich um Beziehungen. Die soziale Beziehung ist bei der Macht von der Ungleichheit der Chancen der unterschiedlichen Akteure markiert und dies macht das Widerstreben bezwingbar. Während Macht die Durchsetzung des eigenen Willens bedeutet und mit einem subjektiven Sinn verbunden ist, zielt Herrschaft auf die Durchsetzung von Befehlen, die jedoch aufgrund von Zustimmung stattfindet. Im Vergleich zur Macht müssen unter der Herrschaft Beherrschte den Beherrschenden Gehorsam entgegen bringen. Es ist somit nicht nur ein Fügen, sondern auch ein Gehorchen. Das bedeutet, dass der Herrscher keinen Widerstand fürchten oder gar überwinden müsse. Sehr zentral für die Herrschaft ist der Glaube an Legitimität. Es ist die verlässlichste Grundlage der Herrschaft. So versucht jede Herrschaft einen Glauben an ihre Legitimität zu wecken. Nach Max Weber verläuft der Prozess von Legitimitätsanspruch und Legitimitätsglaube gegenläufig in einer sozialen Vertikale. Einerseits senden die Herrschenden ihren Legitimitätsanspruch nach unten und andererseits adressieren die Beherrschten ihren Glauben nach oben (vgl. Weber 1972: S.122f).

Weber unterscheidet zwischen drei Idealtypen der Herrschaft. Der rationale Charakter, der auf den Glauben an die Legitimität gesatzter Ordnungen basiert. Der traditionale Charakter, der auf dem Alltagsglauben der Heiligkeit von Tradition basiert und der charismatische Charakter, der auf der Heldenhaftigkeit oder Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie offenbarten gesellschaftlichen Ordnung basiert (vgl. Weber 1972: S.124).

Foucault beschreibt Macht folgendermaßen:

„Nicht weil sie alles umfaßt, sondern weil sie von überall kommt, ist die Macht überall. (...) die Macht ist nicht eine Institution, ist nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt.“ (Foucault 1992 nach Inhetveen 2008: S.261)

Hiernach besteht Macht aus einer Vielzahl von Kräfteverhältnissen, die sich verknüpfen und in Herrschaftsinstitutionen auskristallisieren. Sie können sich gegenseitig hemmen und verändern. Macht habe außerdem kein Zentrum und die heterogenen Machtverhältnisse stellen ebenso keine Repräsentationen einer übergeordneten Macht dar. Die Machtbeziehungen sind nie einseitig, haben jedoch unterschiedliche Gewichte in der jeweiligen gesellschaftlichen Konstellation. Die Macht erhält ihre Wirkmächtigkeit durch ihren positiven Charakter, denn sie wirkt durch ihre Produkte und in ihnen. Foucault betont die Produktivität der Macht und richtet sich somit gegen eine rein negative Auffassung der Macht. Individuen haben im System Positionen, sie kontrollieren dennoch das System nicht und steuern es auch nicht. In einer Gesellschaft haben bestimmte Diskurse Wahrheitsfunktion und somit spezifische Macht. Dies ist eng mit der Produktion von Wissen durch Experten verbunden.

„Der Grund dafür, daß die Macht herrscht, daß man sie akzeptiert, liegt ganz einfach darin, daß sie nicht nur als neinsagende Gewalt auf uns lastet, sondern in Wirklichkeit die Körper durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert; man muß sie als ein produktives Netz auffassen, das den ganzen sozialen Körper überzieht und nicht so sehr als negative Instanz, deren Funktion in der Unterdrückung besteht.“ (ebd.)

b. Diskurs

In dieser Arbeit orientiere ich mich an Michel Foucaults Diskursbegriff. Foucaults Diskursbegriff deckt gesellschaftliche Produktionsprozesse von Wahrheit auf und beschreibt sie (vgl. Jäger 2000: o.S.). Im Zentrum seiner Diskurstheorie stehen die Fragen nach gültigem Wissen, wie es zustande kommt, wie es weitergegeben wird, welche Funktion es für die Konstituierung von Subjekten und für die Gestaltung der Gesellschaft hat sowie welche Auswirkungen dieses hat. Dabei meint ‚Wissen‘ in diesem Fall alle Arten von Bewusstseinsinhalten und Bedeutungen, mit denen Menschen ihre Wirklichkeit deuten. Sie beziehen dieses ‚Wissen‘ aus den jeweiligen diskursiven Zusammenhängen, in die sie hineingeboren werden und in die sie in ihrem Leben verstrickt sind. Die Diskursanalyse, die in der Dispositivanalyse ihre Erweiterung findet, will das gültige Wissen der Diskursive bzw. Dispositive ermitteln und den konkreten Zusammenhang von Wissen und Macht erkunden und kritisieren. Diskursanalyse bezieht sich sowohl auf Alltagswissen als auch auf durch Wissenschaften produziertes Wissen (vgl. Jäger 2000: o.S.). Die Diskursanalyse zielt auf die ‚Aufdeckung‘ der Regeln ab, durch die in einem bestimmten Kontext eine Theorie, Aussage oder Praxis als wahr bewertet wird. Foucault bezeichnet daran angelehnt seine Methode als Archäologie (vgl. Faubion 1998 nach Müller 2008: o.S.).

„Der Diskurs als Konstellationen von Wissen umfasst institutionell etablierte komplexe Wissenssysteme mitsamt den zugehörigen Praktiken und ist somit nicht ausschließlich auf gesprochene und geschriebene Sprache zu reduzieren.“ (Müller 2008: o.S.)

Für Foucault stellt der Diskurs einen Ort des Aushandelns von Machtverhältnissen dar. Diese bestehen aus komplexen, strategischen Situationen, die von Ungleichheit geprägt sind. Nach ihm kann Macht nicht von einer einzelnen Institution oder Person ausgehen. Diskurse sind in jeder Form diskursiver Praxis zu verorten. Demnach wirkt Macht nicht repressiv, sondern erfährt mit Foucault einen produktiven Charakter, der stetig bestehende Machtverhältnisse sowohl produziert als auch stets reproduziert (vgl. Foucault 2001 nach Müller 2008: o.S.).

Als ‚Träger‘ von jeweils gültigem Wissen üben Diskurse Macht aus und sind selbst auch ein Machtfaktor, indem sie sich eignen, andere Diskurse zu induzieren. Damit tragen sie zur Strukturierung von Machtverhältnissen in einer Gesellschaft bei (vgl. Jäger 2000:o.S.). In diesem diskursiven Zusammenspiel nimmt das Subjekt nach Foucault folgende Rolle ein:

„Man muß sich vom konstituierenden Subjekt, vom Subjekt selbst befreien, d.h. zu einer Geschichtsanalyse gelangen, die die Konstitution des Subjekts im geschichtlichen Zusammenhang zu klären vermag. Und genau das würde ich Genealogie nennen, d.h. eine Form der Geschichte, die von der Konstitution von Wissen, von Diskursen, von Gegenstandsfeldern usw. berichtet, ohne sich auf ein Subjekt beziehen zu müssen, das das Feld der Ereignisse transzendiert und es mit seiner leeren Identität die ganze Geschichte hindurch besetzt.“ (Foucault 1978 nach Jäger 2000: o.S.)

Das tätige Individuum ist Teil der Realisierung von Machtbeziehungen und kann sich schwer durchsetzen. Es ist im Rahmen eines wuchernden Netzes diskursiver Beziehungen und Auseinandersetzungen verstrickt (ebd.).

„Diskurse üben Macht aus, da sie Wissen transportieren, das kollektives und individuelles Bewußtsein speist. Dieses zustandekommende Wissen ist die Grundlage für individuelles und kollektives Handeln und die Gestaltung von Wirklichkeit.“ (ebd.)

2. Feministische Theorie

Aline Oloff beantwortet die Frage nach der Notwendigkeit von feministischer Theorie ganz einfach:

„So lange Frauen in dieser Welt immer noch als ‚Frauen‘ Benachteiligung, Ausbeutung und Gewalt erfahren, können wir nicht aufhören, gegen Benachteiligung, Ausbeutung und Gewalt von Frauen als ‚Frauen‘ zu kämpfen.“ (Oloff 2013: S.149)

Die Autorin bezeichnet Feminismus als die Kunst des Fragens, denn feministische Theoriebildung beinhaltet eine doppelte Reflexionsbewegung. Einerseits hinterfragt sie bestehende (Denk-)Verhältnisse und andererseits befragt sie die eigene Position innerhalb jener zur Disposition gestellten Denk(-Verhältnisse). So eröffnet sie neue Räume des Denkens, Handelns und Seins. Die uns zugewiesenen Positionen können wir verlassen, neue Identitätssorte aufsuchen (vgl. Monique Wittig 2007). Diese Aktion kann in neue Identitätszwänge kippen, was sich in der feministischen Geschichte immer wieder gezeigt hat. Die Orte erlauben nicht ein einfach Niederlassen, die eine verbindende Identität gibt es nicht und genauso wenig die individuelle eindimensionale Identität. Judith Butler (1993) schlägt daher vor: ‚Wir‘ müssen nicht wissen, wer ‚die Frauen‘ sind (vgl. Oloff 2013: S.149).

2.1 Politische Bewegung und Wissensprojekt

Eine politische Bewegung für gesellschaftliche Veränderung und ein Wissensprojekt, so versteht die Autorin den Begriff Feminismus. Neben der Politisierung fallen wie bei anderen Emanzipationsbewegungen auch im Feminismus die Konstituierung politischer Subjekte und die Produktion von Wissen zusammen.

„[D]ie Forderung nach Selbstbestimmung, gleichen Rechten und Freiheiten setzt bereits eine Selbstwahrnehmung und Selbstdeutung voraus, die der hegemonialen Zuweisung eines bestimmten Ortes respektive einer bestimmten Natur widersprechen.“ (Oloff 2013: S.150)

Feminismus will in vielerlei Felder intervenieren; im Feld des Politischen und im Feld des Wissens. Dreh- und Angelpunkt feministischer Interventionen sind die Gleichheit, die Gleichberechtigung und die Forderung nach Gerechtigkeit. Je nach Kontext werden die Fragen nach diesen Idealen formuliert, beantwortet und in Strategien des politischen Kampfes übersetzt.

„Als Wissensprojekt reagiert Feminismus auf den Diskurs der Geschlechterdifferenz, der ‚die Frau‘ als Andere entwirft, ihre Natur, ihren Charakter, ihre Sexualität etc. definiert und damit den Möglichkeitsrahmen ‚weiblicher‘ Existenz denk- und lebbar werden lässt.“ (Oloff 2013: S.150)

Die feministische Wissensproduktion interveniert somit in ein hegemoniales Denken, welches über seine Begriffe und Konzepte nur bestimmte Existenzweisen denkbar und somit realisierbar macht. Es handelt sich um eine Art Befreiungsgeste, die auf der Ebene des Wissens stattfindet und somit in ontologischer Perspektive Veränderung bewirkt. Die Befreiung im Denken und Sein fängt beim Wissen an. Das setzt jedoch das Hinterfragen bestehender (Denk)Verhältnisse voraus und einen scharfen Blick. Doch kann dies nur begrenzt geschehen, weil immer nur bestimmte Facetten der Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt in den Blick geraten. Die Situiertheit des Wissens und somit die Frage nach dem Standort, von dem aus wir hinterfragen, gewinnt an Relevanz. Jede Perspektive ist zwangsläufig begrenzt und mit Deutungsansprüchen verbunden.

2.2. Feministische Kritik des Feminismus und Möglichkeiten eines „globalen Feminismus“

Teresa de Lauretis (1988) bezeichnet den Kampf um Anerkennung von ungehörten, minoritären Stimmen als ‚feministische Kritik des Feminismus‘. Feminismus ist immer ein hegemonie- und dominanzerfüllter Raum, indem der Drang um Anerkennung und Einbeziehung von Positionen in das feministische Wissensprojekt eingefordert werden musste. Diese internen Interventionen können einen Bewusstseinswandel auslösen. De Lauretis macht diesen Kampf innerhalb des Feminismus am Beispiel des US-amerikanischen Feminismus deutlich: Durch Interventionen von ‚women of color‘, jüdischen und lesbischen Frauen wurde klar, wie das Emanzipationsprojekt der US-Feministinnen genau in diesen Verhältnissen verstrickt war, welche es kritisiert hat und zu verändern versuchte.

„Die Verallgemeinerung bestimmter Erfahrungen in einem (vermeintlich) geteilten Opferstatus und Schwesternschaft sei abgelöst worden von der Einsicht in die Heterogenität der Lebenssituation von Frauen und ihren Erfahrungen.“ (Oloff 2013: S. 151)

Die bis dahin gültigen Konzepte und Begriffe zur Beschreibung und Analyse der Situation von Frauen schienen unzureichend für die nun sichtbar gewordene Komplexität des Unterfangens. De Lauretis meint, feministische Theorie beginne erst dann, wenn sich

feministische Kritik ihrer selbst bewusst wird und die eigenen Annahmen und Begriffe hinterfragt und reflektiert. Diese doppelte Reflexionsbewegung nach innen und nach außen macht feministische Theorie aus. Diese Bewegung setzt sich aus dem Hinterfragen der (Denk)Verhältnisse und des Befragens der eigenen Verortung zusammen (ebd.)

Eine zentrale Herausforderung der heutigen Zeit ist, Feminismus global zu denken und zu leben. Unsere Existenz ist auf sehr starke Weise mit ‚Anderen‘ verwoben, die wir nicht kennen oder über die wir nichts wissen. Die Kunst des Fragens, über die Oloff schreibt, kann Möglichkeiten zur Herstellung von Verbindungen eröffnen. Zum Hinterfragen und Befragen gehöre es auch, sich befragen zu lassen. Oloff kritisiert außerdem die immer noch verbreitete feministische Fortschrittserzählung⁹ und entgegnet ihr mit der Idee des Feminismus als Projekt (vgl. Oloff 2013: S.152).

2.3. Feminismus als Projekt

Im Vordergrund feministischer Arbeit steht es, Geschlechtlichkeit zum Gegenstand zu machen, diese zu hinterfragen und aus den selbstverständlichen und unhinterfragten Bereichen des Lebens zu lösen, wodurch sie als Legitimation von Ungleichheit defunktionalisiert werden soll. Wie das Geschlechterverhältnis zu verstehen und zu verändern ist, damit befassen sich viele Frauen und vertreten unterschiedliche Ansätze. Diese Ansätze sind oft im Widerstreit entstanden und können auch in Widerspruch zueinander stehen. Diese Vielstimmigkeit wird oft als Abfolge von Phasen einer gleichsam linearen Entwicklung von feministischer Wissensproduktion betrachtet. Dem Gleichheitsfeminismus sei der Differenzfeminismus gefolgt, welcher wiederum von Kritiken an Identitätspolitik und (de)konstruktivistischen Perspektiven abgelöst worden sei. Diese Fortschrittserzählung ist homogenisierend, denn einerseits verstellt sie den Blick auf die Gleichzeitigkeit verschiedener Erklärungsversuche (sowie deren kontextabhängige Rationalität, die strategischen Entscheidungen) und andererseits unterschlägt sie die Existenz minoritärer Stimmen, die es immer gegeben hat (vgl. ebd.).

„Die Datierung hegemoniekritischer Interventionen auf die 1980er Jahre und deren häufige Lokalisierung in den USA machen andere Stimmen zu anderen Zeiten und an anderen Orten unsichtbar. Die lineare Fortschrittserzählung wirkt folglich in zweifacher Hinsicht homogenisierend. Zum einen ebnet sie die Heterogenität der feministischen Antworten auf die Frage von Geschlecht und Geschlechterverhältnis

⁹ Der Feminismus wurde lange Zeit als eine lineare Entwicklung, vom Westen ausgehend, betrachtet. Diese Sichtweise sieht viele ‚andere‘ Formen und Entwicklungen des Feminismus nicht.

ein, zum anderen fixiert sie die feministische Kritik des Feminismus in den USA der 1980er Jahre.“ (Oloff 2013: S.152)

Wie die Geschichte feministischer Aktivitäten dargestellt wird, muss Teil der Selbstbefragung und Reflexion sein. Gleichweise müssen sich Feministinnen damit auseinandersetzen, wie feministische Gruppen sich zu ‚anderen‘ Frauen positionieren (ebd.).

Postkoloniale Feministinnen weisen auf Ausschluss und Komplizenschaft durch andere Frauen hin. Wollen doch einerseits alle Frauen die Beseitigung der Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten durch den ‚Mann‘, verwickeln sie sich andererseits in dieselben Verhältnisse und werden zur Quelle der Fremdbestimmung und Zuweisungsgewalt für andere Frauen. Quelle der Unterdrückung können hiermit nicht nur Männer, sondern auch Frauen sein.

Desweiteren geht es um den postkolonialen Feminismus und um die Frage einer globalen Schwesternschaft.

2.4. Globale Schwesternschaft

Postkoloniale Kritiken thematisieren und problematisieren mehrere Punkte an der kolonialen Moderne. Einerseits die damit verwobenen Ideen des Eurozentrismus und andererseits die damit zusammenhängenden Vorstellungen und Raster von Subjekt, Repräsentation, Macht und Wissen. Ziel sind die Dekolonialisierung und das Reformulieren ohne hierarchisierte Differenzen. Achille Mbembe (2008), Politikwissenschaftler und postkolonialer Theoretiker, (2008: S.10) schreibt vom Traum eines neuen kritischen Humanismus, der des postkolonialen Feminismus. Dabei geht es nicht darum, das ‚Andere‘ europäischer politischer Theorie zu sein, sondern ein Produkt der Begegnung zwischen Europa und den Welten zu schaffen (vgl. Lorey 2012: S.187).

Bei der zweiten Frauenbewegung Mitte der 1970er wurde die globale feministische Solidarität unter dem Slogan: ‚Sisterhood is global‘ von weiten Teilen der europäischen und US-amerikanischen Frauenbewegungen antizipiert und weitergetragen. Die Idee erlebte weltweite Resonanz, beginnend mit der Weltfrauenkonferenz und weiteren Vernetzungen. Doch stellten Feministinnen bald fest, dass der Vernetzungswille alleine nicht reicht, wenn es keine inklusiven Bewegungen und Netzwerke gibt. Die Konfliktdimensionen internationaler Macht- und Herrschaftsverhältnisse wurden erkannt und wurden ein Teil des Feminismus des globalen Südens. Sie haben auf imperialistische Vereinnahmungen, koloniale Projektionen, jahrelange Ausbeutungen und dann auch systematische Auslassungen durch hegemoniale

westliche Feminismen aufmerksam gemacht und somit die stark propagierte und schon akzeptierte Schwesternschaft wesentlich in Frage gestellt (vgl. Ruppert/Fink 2009: S. 64ff).

Die Suche nach Zusammenschlussmöglichkeiten der unterschiedlichen Feministinnen ist bis heute aktuell und gewinnt angesichts vieler gemeinsamer Herausforderungen immer mehr an Relevanz. Durch die stetig steigende Globalisierung, der laufenden digitalen Entwicklung und der stetig zunehmenden Konflikte sind gegenwärtige Auseinandersetzungen von Nöten. Diese Debatten sind geprägt von einem kontinuierlichen Ringen um Solidarität entlang so machtvoller Differenzen wie ‚class‘ und ‚race‘. Wie kann eine Basis für Solidarität entstehen? Dazu haben mehrere postkoloniale Feministinnen geschrieben. In meiner Arbeit möchte ich bei der postkolonialen-feministischen Perspektive auf Repräsentation und Wissensproduktion mit Chandra T. Mohanty und Gayatri C. Spivak beginnen, da sie die bekanntesten Diskursträgerinnen sind und weil sie eben mit dem globalen Schwesternschaftskonsens¹⁰ gebrochen haben. Wie kann eine transnationale feministische Solidarität aussehen? Mohanty steht vor allem für die Neukonzipierung transnationaler Feminismen, während Spivak im Gegensatz zu Mohanty keine konkrete Strategie zur Solidarisierung vorschlägt und die Komplizenschaft und Verantwortung zur Sprache bringt. Sie ist äußerst skeptisch gegenüber dem Potenzial des zivilgesellschaftlichen Aktivismus zur Transformation der Lebensverhältnisse marginalisierter Frauen und sieht eine Komplizenschaft von Feministinnen. Ihre Auseinandersetzung kann man als kritische Unterbrechung verstehen, die versucht, Unreflektiertes aufzudecken, egal ob westlicher oder postkolonialer Natur. Breny Mendoza (2002: S.310) kritisiert am transnationalen Feminismus die Unfähigkeit der Umsetzung einer transnational politischen Organisationsform von Frauen (vgl. Fink/Ruppert 2009: S.65).

Dieses Kapitel ist für meine Forschung relevant, da es die Relevanz und allgemeine Diskussion rund um ‚Feminismen‘ erklärt. Nach einer historischen Kontextualisierung und den Kapiteln ‚Repräsentation‘ und ‚Wissensproduktion‘, werde ich zum ‚postkolonialen Feminismus‘ übergehen und genau dieses Vorwissen voraussetzen.

¹⁰ Spivak hat im Zuge ihrer Arbeit eine wichtige Neukonzipierung feministischen Denkens erarbeitet, denn sie hat die Annahme ‚Alle Frauen sind gleich‘ hinterfragt und gefordert, dass Differenzierungen stattfinden. Im Gegensatz zur Annahme der globalen Schwesternschaft hat sie immer wieder auf Verflechtungen zwischen westlichem Feminismus und Kolonialismus bzw. Imperialismus hingewiesen (vgl. Löw 2009: S.32f).

3. Kontext: Geschichte und Entwicklung der postkolonialen Kritik

Dieses Kapitel dient dazu die Hintergründe der postkolonialen Theorie zu skizzieren. Dabei gebe ich einen kurzen Einblick in die Politiken des Kolonialismus und Imperialismus und den Versuch ihrer Legitimation. In weiterer Folge wird es um die postkoloniale Theorie und ihre Ursprünge gehen. Dies dient dem Verständnis und der Nachvollziehbarkeit der weiteren theoretischen Auseinandersetzung.

3.1. Kolonialismus und Imperialismus

Jeder Versuch der Beschreibung und Theoretisierung des Kolonialismus sei unausweichlich zum Scheitern verurteilt, halten Maria Do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan in ihrem Werk *Postkoloniale Theorie- Eine kritische Einführung*, auf das ich mich im folgenden Kapitel oftmals beziehen werde, fest. Diese Annahme macht es auch schwierig, sich diesem Feld anzunähern, denn obwohl es mir wichtig für diese theoretische Auseinandersetzung mit dem postkolonialen Feminismus und seinen Aspekten erscheint, ist die Befürchtung den Kolonialismus zu simplifizieren und seine komplexen Praxen zu banalisieren, vorhanden (vgl. Varela/Dhawan 2005: S.12). So beschreibt der Historiker Jürgen Osterhammel Kolonialismus als „Vielzahl von Geschichten einzelner Kolonialismen“ und als „Phänomen kolossaler Uneindeutigkeit“ (Osterhammel 2003 nach Varela/Dhawan 2005: S.12). Keine Region der Erde sei den Auswirkungen kolonialer Herrschaft entkommen, darauf weist die postkoloniale Theorie immer wieder hin. Koloniale Beziehungen gibt es nicht nur zwischen Großbritannien und Indien, sondern auch nie kolonisierte Länder, wie zum Beispiel Thailand, wurden durch den kolonialistischen Diskurs geprägt und können zahlreiche Spuren des Kolonialismus aufweisen. Arthur Girault, französischer Jurist und Ökonom, der den Kolonialismus als „Pflichterfüllung“ erachtete, kam kurz nach dem Ersten Weltkrieg zum Ergebnis, dass das Festland der Erde ungefähr zur Hälfte kolonisiert war (vgl. Osterhammel 2003 nach Varela/Dhawan 2005: S.11). Unter dem Deckmantel der ‚Entdeckung‘ begann die moderne Kolonisierung mit der ‚Entdeckung‘ Amerikas 1492. Die Gier nach Rohstoffen motivierte die Expeditionen und in weiterer Folge die brutale Plünderung der Territorien und die Etablierung des Sklavenhandels. Dabei war der Prozess der Kolonisierung nie uniform, er verlief unterschiedlich in verschiedenen kolonialen Herrschaftssystemen. Genozide wurden in einigen Ländern bei der ersten Landeinnahme begangen und in anderen (wie beispielsweise Namibia) nach Aufständen (vgl. Zeller/Zimmerer 2003 nach Varela/Dhawan 2005: S.12). Es wurden viele Anstrengungen unternommen, um den Kolonialismus zu systematisieren und beschreibbar zu machen. Dabei haben sich drei Formen der Kolonien etabliert (vgl.

Osterhammel 2003 nach Varela/Dhawan 2005: S.12): Beherrschungs-, Stützpunkt- und Siedlungskolonie. Die Beherrschungskolonie bezeichnet eine Kolonie, in der wenige Bürokraten zur wirtschaftlichen Ausbeutung und zur Absicherung imperialer Politik vor Ort waren, die Regierung aber vom sogenannten ‚Mutterland‘ ausging. Beispiele hierfür sind British India und Hispano América. Die Stützpunktkolonien dienten der Logistik der maritimen Machtentfaltung, wie in Shanghai und Malakka. Siedlungskolonien stehen für Kolonien, in denen

„billiges oder enteignetes Land unter Ausbeutung indigener Arbeitskräfte oder ‚importierter‘ Sklaven und Sklavinnen bearbeitet und von europäischen Farmern und Plantagenbesitzern verwaltet wurde. Flankiert von militärischen Aktionen wurden so riesige Territorien vereinnahmt und zur ‚Heimat‘ erklärt.“ (Varela/Dhawan 2005: S.13)

USA, Kanada und Australien sind Exempel dieser Art von Herrschaft, in der der überwiegende Teil der indigenen Bevölkerung grausamen Genoziden zum Opfer fiel¹¹. Südafrika zeugt von einem bis heute noch wirkenden ökonomischen Abhängigkeitsverhältnis, das schon damals durch die Überausbeutung der autochthonen Bevölkerung durch die Praxis und die Gesetze der Apartheid entstanden ist. Die indigene Bevölkerung musste entmenslicht werden, um die Gewalt zu legitimieren. Alle Formen der Kolonisation zeugen von physischer, militärischer, erkenntnistheoretischer und ideologischer Gewalt, welche über ‚Rasse‘- und ‚Klasse‘-Diskurse gerechtfertigt wurden. Das ‚entdeckte‘ (zu kolonialisierende bzw. kolonisierte) Land wurde dabei als terra nullius (leeres Land) charakterisiert (vgl. Shiva 2001 nach Varela/Dhawan 2005: S.13) und als leer, jungfräulich, geschichtslos, menschenleer und somit verfügbares Territorium betrachtet. Das machte es ausbeutbar. „Kolonien entstehen im Sinne der postkolonialen Theorie als *Kopien* des zum *Original* erklärten *Mutterlandes* der Kolonialherren.“ (ebd.) ‚Worlding‘ oder ‚Weltmachen‘ nennt es Spivak (1999a). Dieses ‚worlding‘ meint einerseits die Vergewaltigung und andererseits die Produktion der sogenannten Dritten Welt (ebd.).

Eine Grenze zwischen Imperialismus und Kolonialismus zu ziehen, scheint kaum möglich zu sein. Denn auch darüber besteht keine Einigkeit unter den TheoretikerInnen. (Young 2001 nach Varela/Dhawan 2005: S.13) In beiden Fällen handelt es sich nicht um eine

¹¹ Der Indogenocide genannte Genozid beabsichtigte eine systematische Zerstörung und Enteignung der indigenen Bevölkerung, der Kultur, die Veränderung der Umwelt und eine geplante sexuelle Ausbeutung (vgl. Varela/Dhawan 2005: S.13).

monolithische, einheitlich agierende politische Herrschaftsform, sondern vielmehr um von Strategie- und Machtwechsel durchzogene Phänomene. In der marxistischen Interpretation wird ‚Imperialismus‘ zur Analyse der Weltwirtschaft verwendet und wurde später von der ‚Globalisierung‘ abgelöst (vgl. Altvater/Mahnkopf 2004 nach Varela/Dhawan 2005: S.14). In diesem Sinne wird Imperialismus „im Unterschied zu Kolonialisierung als Inbesitznahme von Gebieten außerhalb des eigenen Landes durch private Interessengruppen mit Unterstützung des Staatsapparats“ verstanden (Varela/Dhawan 2005: S.14). Osterhammel versteht im Gegensatz dazu unter ‚Imperialismus‘ die Praxis, Theorie und Haltung eines dominanten metropolitanen Zentrums, durch welches „transkoloniale Imperien“ entfaltet wurden (vgl. Osterhammel 2003 nach Varela/Dhawan 2005: S.14). Dabei stellt Kolonialismus einen Spezialfall des Imperialismus dar, der „die Möglichkeit weltweiter Interessenwahrnehmung und informell abgestützter kapitalistischer Durchdringung großer Wirtschaftsräume einschließt“ (ebd.). Laut Conrad und Randeria (2002) kann Imperialismus als gemeinsamer Rahmen „der wechselseitigen Konstitution von Metropole und Kolonien“ begriffen werden. Damit ist auch Imperialismus ohne Kolonien denkbar.

Insbesondere marxistische TheoretikerInnen sehen im Kolonialismus den Zusammenhang zur Entwicklung des westlichen Kapitalismus. Das zentrale Element, welches hier die Expansion von europäischen Mächten charakterisiert, ist die neue Zirkulation von Waren, Ideen und Menschen. Sowohl Sklaven als auch Rohstoffe wurden von den Kolonien in die Metropolen Europas exportiert, aber auch von Kolonie zu Kolonie. Infolgedessen kam es dann zu Subsystemen innerhalb und zwischen den Kolonien. So entstand der sogenannte ‚Dreieckshandel‘, bei dem an der afrikanischen Küste europäische Manufakturwaren gegen Sklaven eingetauscht wurden, diese nach Westindien transportiert wurden und dort gegen Zucker, Tabak und Gewürze eingelöst und dann in Europa verkauft wurden. Daraus resultierten große Wellen von Bevölkerungsbewegungen und auch Abhängigkeitsverhältnisse. Dabei erscheint die ökonomische Ungleichheit als Erfordernis, um das Wachstum des europäischen Industriekapitalismus zu sichern (vgl. Amin 1977 nach Varela/Dhawan 2005: S.15).

Der Legitimierungsdiskurs, der diese materielle Kolonialisierung begleitete, präsentierte sich als ‚zivilisatorische Mission‘, die ‚Reife‘ und ‚Freiheit‘ in die kolonialisierten Länder bringen würde.

„Rationalisten, Modernisten und Liberale in Europa haben immer wieder – trotz des Eingeständnisses der begangenen Gewalttaten hervorgehoben, dass Kolonialismus

und Imperialismus letztlich der unzivilisierten Welt die Aufklärung Europas, seine Rationalität und seinen Humanismus gebracht haben.“ (Ghandi 1998 nach Varela/Dhawan 2005: S.15)

Als Triumph der Wissenschaft und Rationalität über den Aberglauben und das Unwissen wurde das Vordringen europäischer Kolonialmächte angesehen und gefeiert. Auch die Kolonialsprachen Spanisch, Englisch und Französisch wurden als ein Weg vorgestellt, um von der ‚Dunkelheit‘ ans ‚Licht‘ zu kommen. Europäisches Wissen wurde als Symbol eines wünschenswerten Fortschritts begriffen. Überdeutlich wird hier die komplizenhafte Beziehung zwischen den Diskursen der Moderne und der Aufklärung und der kolonialistischen Vereinnahmungen. Moral, Humanismus und Rationalität wurden allein dem Westen zugeschrieben, der ‚nur‘ diese Tugenden weiterzugeben beabsichtigte. Die Rolle des Christentums und der Missionare darf in diesem Zusammenhang auch nicht unerwähnt bleiben (vgl. Mires 1991 nach Varela/Dhawan 2005: S.16).

Der antikoloniale Widerstand hat das Ziel der Befreiung aus kolonialer Beherrschung, wobei dieser als der Beginn einer fortschreitenden Dekolonialisierung verstanden werden soll. Diese hält bis heute an und ist mit den antikolonialen Kämpfen verwoben (vgl. Varela/Dhawan 2005: S.17).

„Da die kolonialen Machtkonstellationen von rassistischen Strukturen durchzogen waren, die in marxistischen Schriften häufig ignoriert wurden, sahen sich antikoloniale Intellektuelle immer wieder vor die Herausforderung gestellt, die marxistische Vorstellung von Klassenkampf zu überdenken und zu erweitern.“ (Varela/Dhawan 2005: S.16)

Frantz Fanon (1981) hat über die Kategorien ‚Rasse‘ und ‚Klasse‘ geschrieben. Fanon war ein französischer Politiker und Schriftsteller. Er gilt als Vordenker der Entkolonialisierung. Aimé Césaire (1972), Mitbegründer des Konzepts der ‚Négritude‘, hat die kulturellen Antagonismen und die Rolle des ‚Anderen‘ hervorgehoben. Fanon (1981) sei überzeugt, dass die Vereinnahmung und Ausbeutung der Arbeitskraft der Kolonisierten auch zu einer Entwertung der Subjektivität führte. Der antikoloniale Kampf suche neue Identitäten, die den westlichen Repräsentationen der ‚Anderen‘ begegnen könnten.

3.2. Ursprünge postkolonialer Theorie

Durch intellektuelle AktivistInnen antikolonialer Kämpfe und die Revolutionierung westlich intellektueller Traditionen ist das Entstehen postkolonialer Studien festzumachen, die an zwei

Momenten anknüpfen: An der Geschichte der Dekolonialisierung und der Problematisierung dominanter ‚Rassen-, Sprach-, und Klassendiskurse‘. Sie hinterfragen Macht-, Subjektivitäts- und Widerstandskonzepte (vgl. Varela/Dhawan 2005: S.25).

a. Commonwealth Literary Studies

Der Großteil der Argumente und Konzepte postkolonialer Theorie kommt aus den ‚Commonwealth Literary Studies‘. Ursprünglich wurde darunter das Studium der Literatur im ehemaligen Territorium des britischen Empires verstanden. Die gemeinsame Sprache und die geteilten Erfahrungen mit der britischen Herrschaft waren wichtige Aspekte bei der theoretischen Begründung der Disziplin. Es wurde angenommen, dass die geteilte Geschichte ein Repertoire an gemeinsamer Weltsicht entfaltet habe, das stärker sei als partikuläre nationale Erfahrungen. Dabei blieb die britische Literatur aber die Norm, an der andere postkoloniale Produktionen gemessen wurden, die wiederum als rigoros verworfen wurden, weil sie von dieser abwichen. Der Anglozentrismus gab also die Richtung der Disziplin vor (vgl. Moore- Gilbert 1998 nach Varela/Dhawan 2005: S.22). Schon bald sah sich die Disziplin Kritikern ausgesetzt, die einerseits die Verwendung des ‚britischen Standardenglisch‘, andererseits die scheinbare Uniformität des Empire hinterfragten. Dabei hat jede Kolonie sehr unterschiedliche Geschichten und Erfahrungen gemacht. Ab Mitte der 1970er fing eine Revidierung der Kolonialgeschichte an, die eine kritische Hinterfragung der unterstellten Vorteile, die der Imperialismus den Ex-Kolonialländern gebracht haben soll, in Gang brachte.

„Die daran anschließende Überprüfung der ideologischen Grundlagen früherer Beschreibungen der Commonwealth Literary Studies entlarvte das darin enthaltene neokoloniale Ansinnen, die westliche Autorität nach der formalen Dekolonisierung zu rekonstruieren. Dies waren erste behutsame Schritte in Richtung postkolonialer Kritik.“ (Varela/Dhawan 2005: S.23)

Anfangs wurden ‚postcolonial studies‘ synonym zu ‚Commonweahl Literary Studies‘ verwendet. Mit der Etablierung der kolonialen Diskursanalyse und Sais Veröfentlichung des Buches *Orientalism* wurden die postkolonialen Studien populär. Doch bedeutet dies keinesfalls ein Verschwinden der problematischen Paradigmen, vielmehr sind sie bis heute in den Theorien auffindbar (vgl. Varela/Dhawan 2005: S. 16f).

b. Orientalismustheorie von Edward Said

Edward Said war ein palästinensisch-stämmiger Literaturwissenschaftler, der in den USA sozialisiert worden war. 1978 wurde sein Buch *Orientalism* veröffentlicht. Es löste große Debatten über das Verhältnis von ‚Ost‘ und ‚West‘ aus. Dieses Werk handelt von der essentialistischen Kategorisierung dieser und entlarvt die westliche Art des Denkens und Wahrnehmens vom ‚Orient‘ als Werkzeug des Imperialismus. Dabei werde der Orient als das Gegenbild des westlich-abendländischen Menschen verstanden. Er werde als das schlechthin ‚Andere‘ konstruiert, um die politische Herrschaft des Westens über den Nahen Osten zu legitimieren. Said setzte sich mit der diskursiven Produktion des Orients auseinander und griff auf die Machtanalytik Michel Foucaults zurück. Said sieht das Konzept des Prozesses und des Konstruierens des ‚Orients‘ als britisch-französisches Projekt. Diese beiden Länder hatten mehrfach arabisch-islamische Länder des sogenannten ‚Orients‘ kolonisiert und waren somit stark mit diesen in einem Herrschaftssystem verbunden (vgl. Said 1978: S.4). Dies gilt für das späte 19. Jahrhundert bzw. für die Anfänge des 20. Jahrhunderts, denn ab dem Zweiten Weltkrieg sei die Rolle dieser beiden Kolonialmächte an die neue Weltmacht USA übergeben worden. „Kurz, der Orientalismus ist seither ein westlicher Stil, den Orient zu beherrschen, zu gestalten und zu unterdrücken.“ (Said 1978: S.12) Somit ist Orientalismus ein Ausdruck westlicher Herrschaft über den Osten bzw. über eroberte Gebiete.

Die Theorie beinhaltet ebenso das Argument, den ‚Westen‘ nicht pauschal als Feindbild zu sehen, denn genauso wie der ‚Orient‘ in einer bestimmten Art und Weise konstruiert wurde, ist die Gegenseite nicht monolithisch zu betrachten. Vor allem sei auch an seiner Theorie die passive Rolle des Orients zu kritisieren. Der Begriff Orientalismen wäre vielleicht passender, als ein monolithisch gedachtes vom Westen vorgegebener Begriff des Orientalismus.

Saids Orientalismus-Theorie und die daraus entstandene postkoloniale Theorie boten eine begründbare, annehmbare These, die die schlechte Lage großer Teile des Nahen Ostens auch viele Jahre nach der Entkolonialisierung dieser Gebiete erklärte. Orientalismus fing als Bezeichnung für akademische Indienbegeisterte an. Doch ist Said der Auffassung, dass diese Begeisterung nicht von selbstloser Praxis, sondern einer spezifischen Herrschaftsstrategie zeugt.

„Das Wissen, das durch diese Experten hergestellt und akkumuliert wurde, diente nicht zufällig der kolonialen Administration, der es die Beherrschung der kolonisierten Gebiete erheblich erleichterte.“ (Varela/Dhawan 2005: S.33)

Die dichotomen Repräsentationssysteme, die in ein Stereotypenregime eingebettet sind, avancierten zu einem der wichtigsten Themen der postkolonialen Theorie (vgl. Varela Dhawan: 2005: S.33). ‚Postkolonial‘ bezeichnete in den 1970er Jahren die Lage ehemaliger Kolonien, die die Unabhängigkeit von der kolonialen Herrschaft errungen hatten, und wurde in den 1980er Jahren ausgeweitet, wo es ab nun die kolonialisierten Kulturen vom Moment der Kolonialisierung bis in die Gegenwart bezeichnete (vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989 nach Varela/Dhawan 2005: S. 23). Der Begriff ist bis heute noch heftig debattiert. Doch ist es wichtig, klar zu stellen, dass die Geschichte des ‚Westens‘ ohne die Geschichte der Kolonialländer nicht ge- und beschrieben werden kann und dass es auf beiden Seiten Verflechtungen und Verbindungen gibt. Dabei sind Kontext, Zeit, Unterdrückungsformen und Machtverhältnisse wichtige Faktoren. Die Geschichte der Dekolonisierung sowie antikoloniale Tätigkeit und Engagement von Intellektuellen und Aktivisten wie Edward Said waren spezielle Gründe für das Aufkommen dieser wissenschaftlichen Disziplin (vgl. Varela/Dhawan 2005: 24ff).

3.3. Begriffsdeutung: ‚post‘ und ‚kolonial‘

Nachdem ich die Begriffe Kolonialismus und Imperialismus kurz skizzierte und die Ursprünge der postkolonialen Studien beschrieb, werde ich nun auf die Begriffe ‚post‘ und ‚kolonial‘ näher eingehen.

a. ‚post‘

Zunächst ist die Beantwortung der sich aufdrängenden Frage nach dem ‚post‘ ein interessantes Unterfangen. Kwame Anthony Appiah stellt im Titel seines Aufsatzes: *Is the Post- in Postmodernism the Post- in Postcolonial?* (Appiah 1991 nach Kerner 1999: S.32).

Auch diese Frage ist nicht eindeutig zu beantworten, denn jeder Versuch der Beantwortung würde je nach Standort des Antwortenden anders ausfallen. Eine Parallele zwischen dem Verhältnis des Postkolonialen zum Kolonialen und dem Verhältnis des Postmodernen zur Moderne versuchen Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius angelehnt an Stuart Hall¹² zu geben. Dabei geht es nicht um ein einfaches ‚post‘, im Sinne von danach, in einer linearen, chronologischen Folge, sondern eher um „die Rekonfiguration des gesamten Feldes, in welches der koloniale Diskurs einmündet“ (Bronfen/Marius 1997 nach Kerner 1999: S.32) Kerner sieht in dieser Rekonfiguration den Status eines Paradigmenwechsels, der miteinander verflochtenen Konzeptionierungen zugeschrieben wird. „Bezogen auf die

¹² Britischer Soziologe und Intellektueller marxistischer Strömung.

Politikkonzeptionierung bedeute dies, daß sich die Achse diskursiver Macht in und mit postkolonialen Kritikansätzen von einer Innen/Außen-Differenz zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten in Richtung einer Vielfalt interner Differenzen verschiebt.“ (ebd.) Damit werde laut Bronfen und Marius sichtbar, dass Unterscheidungen zwischen Nationen oder zwischen Erster und Dritter Welt schon immer von anderen Differenzen wirksam überlagert wurden. Das Resultat dieser neuen Konzeptionen sei ein neues Weltbild. Statt einer linearen Konzeption entsteht ein anderes Zeitverständnis:

„Bei ‘Postkolonialismus’ handelt es sich um den Prozeß des Heraustretens aus dem Syndrom des Kolonialismus, in dessen Verlauf sich die kolonial geprägten Strukturen fortsetzen, indem sie transformiert und damit etwas anderes werden. Konkreter: Postkolonialismus bedeutet zunehmende Unabhängigkeit von direkter kolonialer Herrschaft, Bildung neuer Nationalstaaten, von heimischem Kapital gespeiste ökonomische Entwicklung, neokoloniale Abhängigkeiten, Heranwachsen einer mächtigen lokalen Elite, die die widersprüchlichen Effekte der Unterentwicklung managt. Dabei bleiben Effekte der Kolonisierung wirksam, indem sie sich von der Achse zwischen Kolonisierern und Kolonisierten weg in Richtung interner Differenzen innerhalb der entkolonisierten Gesellschaft selbst verlagert.“ (Bronfen/Marius 1997 nach Kerner 1999: S.32f)

Es findet keine Abschaffung der Konzepte der Moderne statt, sondern eine Transformation dieser. In diesem Prozess der Transformation setzen sich die modern bzw. kolonial geprägten Strukturen in der Postmoderne bzw. im Postkolonialismus fort. Dabei lässt sich eine Ablehnung des historisch-progressiven Verständnisses von postkolonial feststellen, die auch von den HerausgeberInnen des *Post-Colonial Studies Reader* geteilt wird. Dabei ergänzen sie diese um eine weitere These, nämlich die der Überlappung von Postkolonialismus und Postmodernismus als kritischer Diskurspraktik (vgl. Kerner 1999: S.33).

„Im Mittelpunkt des Postkolonialismus, eines ‚discourse of oppositionality which colonialism brings into being’, stünden ähnliche Subversionsstrategien - ‚mimicry, parody and irony’ - und ähnliche politisch-theoretische Konzeptionen wie im Postmodernismus: ‘The rejection of the Cartesian individual, the instability of signification, the location of the subject in language or discourse, the dynamic operation of power: all these familiar post-structuralist concepts emerge in post-colonial thought in different guises which nevertheless confirm the political agency of the colonised subject.’” (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1995 nach Kerner 1999: S.33)

Es beschreibt eine internationale politische Strategie, die versucht, diskursive und materielle Effekte imperialer Herrschaft zu untergraben. Kwame Anthony Appiah schreibt über postkoloniale Romane aus dem frankophonen Afrika Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre als Teil des postkolonialen Projekts: Sie seien Novellen der Delegitimation, das westliche Imperium ablehnend (Appiah 1992). Postkoloniale AutorInnen würden also für postmodern gehalten, da sie die Nation entlegitimisieren.

„Postrealist writing; postnativist politics; a transnational rather than a national solidarity. And pessimism: a kind of postoptimism to balance the earlier enthusiasm for The Suns of Independence. Postcoloniality is after all this: and its post, like postmodernism's, is also a post that challenges earlier legitimating narratives. And it challenges them in the name of the suffering victims of 'more than thirty republics'. But it challenges them in the name of the ethical universal; in the name of humanism, 'la gloire pour l'homme'. And on that ground it is not an ally for Western postmodernism but an agonist: from which I believe postmodernism may have something to learn.“ (Appiah 1992 nach Kerner 1999: S.34)

Dass das Hinaustreten der post-Bewegung keine endgültige Entkoppelung bewirken kann, zeigen die vorhergenannten Erklärungen. Genauso wie die bloß formale Unabhängigkeit des Südens keine wirklich reale Unabhängigkeit bedeuten kann. Postkoloniale TheoretikerInnen lehnen das koloniale Projekt ab und sind sich bewusst, dass sie in seinen nach-kolonialen oder neo-kolonialen Ausprägungen leben, dass sie den Kolonialismus nie vollkommen überwinden werden. „Just as the word post-colonialism holds within it its own 'contamination' by colonialism, so too does the culture itself.“ (Hutcheon 1989: 135 nach Kerner 1999: S.34) Als verunreinigte Kultur wird die postkoloniale Kultur betrachtet, deren Verunreinigung mit dem Kolonialismus begann.

„Aus der Perspektive postkolonialer Kritikansätze führt die politische Dekolonisation, in der neue staatliche Organe geschaffen, die Eliten ausgewechselt und vielleicht Bereiche der Ökonomie nationalisiert werden, noch nicht automatisch zu einer Dekolonisation des Bewußtseins, der Identitäten und Kulturen.“ (Kerner 1999: S.34)

Eine Befreiung des Bewusstseins, der Identitäten und Kulturen bedarf mehrerer weiterer Maßnahmen, die über die einer nationalen Befreiungsbewegung hinausgehen. Frantz Fanon beschäftigte sich in seinem Werk *Die Verdammten dieser Erde* mit den Auswirkungen des französischen Kolonialismus in Algerien und Widerstandsmöglichkeiten. In der Schrift

Schwarze Haut schrieb er über Rassismus in der französischen Diaspora und befasste sich mit psychologischen Aspekten betreffend der Veränderung von Kultur und Identität durch die koloniale Situation (vgl. Kerner 1999: S.35).

Auch Ania Loomba (1998) problematisierte sowohl das Präfix ‚post‘, als auch den Terminus ‚kolonial‘ und kritisierte somit den Begriff ‚postkolonial‘ an sich, denn dieses Präfix bezeichnet alle vormals kolonialisierten Länder und leugnet so die ‚präkolonialen‘ Traditionen, Kulturen, Ideologien und Geschichten dieser Länder. Als hätte es all dies vor dem Kolonialismus nicht gegeben, als wäre alles davor unbedeutend und als hätte der Kolonialismus auf einer tabula rasa stattgefunden (Loomba 1998 nach Varela/Dhawan 2005: S.23). Gleichwohl sei es schwierig diese präkolonialen Erfahrungen nachzuzeichnen, dennoch existierten sie und haben auf die kolonialen Strukturen eingewirkt. ‚Entangled Histories‘ oder ‚Verwobene Geschichten‘ nennt es Shalini Randeria (2002) „und beschreibt damit eine relationale Perspektive, die die Unmöglichkeit aufzeigt, eine Geschichte des *Westens* ohne die Geschichte der Kolonialländer zu schreiben und vice versa: [D]ie moderne Geschichte [ist] als ein Ensemble von Verflechtungen aufzufassen“ (Randeria 2002 nach Varela/Dhawan 2005: S.23f) Als ein (außer)europäisches Gesamtphänomen untersucht die postkoloniale Theorie den Imperialismus und nimmt dabei die Herausforderung einer transnationalen Geschichtsschreibung ernst.

b. ‚kolonial‘

Der Kolonialismus hat ein Wissenssystem gebildet und bildet ein solches immer noch. Dabei ist der Begriff ‚Kolonie‘ an sich keine unschuldige Bezeichnung, sondern ein Effekt historisch-politischer Konstellation. Diese Benennung sei als Produkt der westlichen Wissenschaft zu verstehen, so Tzvetan Todorov (1992). Die binäre Logik der Identität bildet die Voraussetzung einer Existenz als ‚Kolonialmacht‘.

„Erst durch die Schaffung von ‚Kolonialmacht‘ und der ‚Neuen Welt‘ als Erkenntnisobjekt wurde die ‚Kolonialmacht‘ im Namen des autonomen Subjekts als regierendes und wissendes Subjekt geschaffen (vgl. Spivak 1990), ein Aspekt, der bereits in den 1930er und 40er Jahren von der Negritude-Bewegung thematisiert wurde.“ (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.271).

Schwarzafrikanische frankophone Schriftsteller entwickelten gemeinsam eine Kritik an der Kulturhegemonie des Westens und standen für eine eigene Schwarze¹³ Geschichts-, Wissens- und Kulturtradition (ebd.).

3.4. Postkoloniale Theorie als Forschungsfeld

Nach Adam und Tiffin (1991) wird unter ‚Postkolonialität‘ ein Set diskursiver Praxen verstanden, die gegen Kolonialismus, kolonialistische Ideologien und ihre Hinterlassenschaften Widerstand leisten (Adam/Tiffin 1991 nach Varela/Dhawan 2005: S.25). Dabei umfasst die Theorie eine Vielfalt an methodologischen Herangehensweisen, die in einem interdisziplinären Feld angewendet werden.

„Dabei beschäftigt sie sich heute längst nicht mehr nur mit den Wirkungen der Kolonisierung, sondern bezieht auch die aktuell bestehenden neokolonialen Machtverhältnisse und die diversen ‚kulturellen Formationen‘, die in Folge von Kolonisierung und Migration in den Metropolen entstanden sind, in ihre Betrachtungen mit ein.“ (Varela/Dhawan 2005: S.25)

Trotz verspäteter Rezeption hat es diese Perspektive geschafft, Einfluss in westlichen Akademien auszuüben und sich zu etablieren. Vor allem in der Kulturanalyse, wo sie sich methodologisch bei der französischen Theorietradition (Michel Foucault, Jaques Derrida) bedient, trifft dies zu (vgl. ebd.).

Die vorher erwähnte Dominanz der englischen Sprache wurde vor allem von TheoretikerInnen aus Lateinamerika kritisiert, da diese eine Exklusion wahrnahmen. So gründeten die TheoretikerInnen Anfang der 1990er Jahre die ‚Latin American Subaltern Studies‘¹⁴. Sie versuchten, angelehnt an den indischen Historiker Ranajit Guha, die lateinamerikanische Situation und die subalternen Widerstandspraxen der nicht-

¹³ Schwarz wird groß geschrieben, wenn es eine politische Identitätskategorie benennt (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.271).

¹⁴ Die Subaltern Studies sind mit einer Bücherreihe im Jahr 1982 in Erscheinung getreten und haben an der Debatte rund um den Postkolonialismus teilgenommen. Der Begriff der Subalternen wird an Gramsci angelehnt und besagt, dass jene, die keiner Klasse angehören, nicht über ein gemeinsames Klassenbewusstsein verfügen und somit nicht organisierbar sind. Bei Marx sind Subalterne nicht in der Lage, sich selbst zu vertreten und für sich selbst zu sprechen. Somit werden sie von ‚Anderen‘ vertreten, repräsentiert, dargestellt und vorgestellt. Doch die Vertreter der Subaltern Studies, wie beispielsweise Gayatri Spivak, sehen das anders: Subalterne stellen sehr wohl eine potentielle revolutionäre Kraft dar. Sie sind handlungsmächtig und politisch. Hier wird eine starke Differenzierung zwischen der Geschichte von Macht und Wissen und allen „Universalgeschichten des Kapitals“ vorgenommen (vgl. Lorey 2012: S.182). „Mit seiner postkolonialen Perspektive auf die Subalternen verunreinigt Guha in gewissem Maße die Idee einer eurozentrischen Moderne, schreibt koloniale Verhältnisse in sie ein und trägt zur Vervielfältigung von Modernen bei.“ (Lorey 2012: S. 183)

alphabetisierten indigenen Bevölkerung zu analysieren. Im Jahre 2000 löste sich die Gruppe wieder auf. An diesem Beispiel wird deutlich, dass der Kampf um Dekolonialisierung unterschiedliche Strategien und Phasen hat und auch interne Kämpfe beherbergt. Dabei stehen die Fragen der Repräsentation und der materiellen Dominanzverhältnisse, aber auch die Beziehung von Theorie und politischem Aktivismus im Zentrum der Debatte (vgl. Varela/Dhawan 2005: S.26f).

Auch Stuart Hall (2002) weist darauf hin, dass beide Begriffe, ‚Kolonialisierung‘ und ‚postkolonial‘ auf ein Kräftefeld verweisen, welches von Macht und Wissen regiert wird. Aus diesem Grund sei eine Differenzierung zwischen ‚Kolonialisierung als ein Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssystem‘ und ‚Kolonialisierung als Erkenntnis- und Repräsentationssystem‘ nicht haltbar (vgl. Hall 2002: S.237). Der koloniale Diskurs beruht auf einer Bedeutungsfixierung, die in der Konstruktion und Fixierung der ausnahmslos ‚Anderen‘ zum Vorschein kommt. „Die gewaltvolle Repräsentation der ‚Anderen‘ als unverrückbar different war notwendiger Bestandteil der Konstruktion eines souveränen, überlegenen europäischen Selbst.“ (Varela/Dhawan 2005: S.16)

„Wir bezeichnen postkoloniale Theorie (...) als eine anti-disziplinäre Intervention, die versucht herauszuarbeiten, welche Rolle die wissenschaftlichen Disziplinen im Rahmen kolonialer Herrschaftssysteme gespielt haben und wie diese (neo-)koloniale Episteme¹⁵ und materielle Beziehungen reproduzier(t)en, die die ‚Anderen‘ in der Position der ‚Anderen‘ zu fixieren suchen.“ (Varela/Dhawan 2009: S.2).

Den TheoretikerInnen scheint es darum zu gehen, die Disziplinen und damit einhergehende Disziplinierungen herauszufordern (vgl. ebd.). Es ist nicht leicht, eine kurze These darüber aufzustellen, was die postkolonialen Studien wollen. Dieses Theoriefeld wird nicht nur deswegen als ‚fuzzy concept‘ (vgl. Varela/Dhawan 2009: S.3) bezeichnet, sondern auch weil es sich einer exakten Markierung entzieht. Am ehesten ist es als eine Perspektive zu betrachten. ‚Postkoloniale Kritik‘, ‚Postkolonialismus‘ oder auch ‚postkoloniale Studien‘ sind Bezeichnungen für diese Perspektive, die sich der Rekonstruktion des europäischen Imperialismus und Kolonialismus angenommen hat, aber auch die Kämpfe gegen diese Herrschaftsformation analysiert (vgl. ebd.). Dieses Feld, welches von unterschiedlichen Debatten geprägt ist, wird von LiteraturkritikerInnen, KulturwissenschaftlerInnen,

¹⁵ Epistemologie bezeichnet die Wissenschafts- bzw. Erkenntnistheorie und- lehre (vgl. Duden online).

HistorikerInnen, kritischen EthnologInnen und SozialwissenschaftlerInnen¹⁶ bearbeitet. Um nicht Spezifika und Differenzen auszublenden und vorschnelle Verallgemeinerungen zu treffen, ist es angebracht, viele unterschiedliche Definitionen darzulegen. Kirsten Holst Peterson beschreibt Postkolonialismus als „the fight against neo-colonialism, particularly in it's cultural aspect“ (Petersen 1984¹⁷ nach Kerner 1999: S.29). Die „Fokussierung kultureller Aspekte und diskursiv vermittelter Machtverhältnisse“ (ebd.) tritt in den Vordergrund der meisten postkolonialen Arbeiten. Dabei ist das nicht der einzige Aspekt, auf dem die postkolonialen Arbeiten fußen, denn auch die ökonomische Perspektive spielt eine Rolle. Der Historiker Arif Dirlik geht sogar so weit, zu sagen, dass postkoloniale Kritik darauf bestehe, marxistisch zu sein, auch wenn sie das Erbe des Marxismus des 19. Jahrhunderts ablehnt, welcher ‚universale pretensions‘ beinhalte und historische Differenzen ignoriere (vgl. Dirlik 1994 nach ebd.). Ebenso bezeichnend für die Ansätze der postkolonialen Kritik ist die vielfach intendierte Dekonstruktion (neo-)kolonialer Schriften, jedoch ohne den Anspruch, umfassende Theorien zu bilden, sondern vielmehr als kritisches Unternehmen, das sich in unterschiedlichen Kontexten dominanter Erklärungsversuche positioniert. Es wird nicht versucht, andere Theorien durch die eigene zu ersetzen, sondern vielmehr sich additiv zu diesen vorhandenen Ansätzen zu verhalten. Somit steht nicht das Ersetzen im Vordergrund, sondern das Hinzufügen weiterer Ansätze.

Eine trennscharfe Grenzlinie zwischen den an diesem Diskurs beteiligten TheoretikerInnen zu ziehen ist ein ebenso schwieriges Unterfangen. Ina Kerner versucht, die Hauptwerke der ‚postcolonial studies‘ zu nennen, um sich dem Theoriefeld anzunähern. So beinhaltet der *post-colonial studies Reader* Texte von 74 AutorInnen. Die Monographie *White Mythologies* nennt Homi Bhabha, Edward Said und Gayatri Spivak als einflussreichste VertreterInnen der Strömung, während im Sammelband *Postcolonial Discourse and Changing Cultural Contexts* Judie Newman meint: „any discussion of postcolonial writing will draw on British-based theorists“ (Newman 1995 nach Kerner 1999: S.30). Damit meint sie Stuart Hall, Paul Gilroy, Homi Bhabha, Benita Parry und andere. Hilfreicher sei es, meint Kerner, sich für eine behutsame Annäherung an Kernaussagen postkolonialer kritischer Entwürfe an einführenden Texten zu orientieren. Die Literaturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick beschreibt, wie entgegen Samuel Huntingtons Vision vom Zusammenprall der Kulturen die neuen

¹⁶ Frantz Fanon und Edward Said gelten als Urväter der postkolonialen Kritik, auf die sich weitere AutorInnen entweder zur Abgrenzung oder zur Entwicklung politischer Befreiungsstrategien beziehen, und ihre Ideen aufnehmen, erweitern oder transformieren (vgl. Kerner 1999: S.35).

¹⁷ An dieser Stelle bezieht sich Petersen auf eine Position in einer Diskussion afrikanischer Feministinnen. (Kerner 1999: S.29)

Literaturen der Welt in Einklang mit den postkolonialen Theorien funktionieren. „Sie plädieren dafür, die Auseinandersetzung zwischen den Kulturen nach dem Modell des Aushandelns kultureller Differenzen zu gestalten, nicht aber im Modell des Festschreibens von Differenzen zum Zwecke kultureller Abgrenzung und Ausgrenzung“ (Bachmann-Medick 1996 nach Kerner 1999: S. 30).

Das Interesse postkolonialer Kritik wird im Einführungstext der Zeitschrift *Das Argument* folgendermaßen dargestellt:

„Die unausweichliche Einbindung in die Welt-‘Markt’-Gesellschaft bedeutet für viele Regionen des Südens und Ostens, daß sie aus einem ökonomischen und industriellen Entwicklungsgefälle heraus (das oftmals von der kolonialen Ausbeutung herrührt) nun ‘zu gleichen Chancen’ mit den ehemaligen Kolonisatoren konkurrieren. Die Globalisierung des kulturellen Zeichenhaushalts, von der Warenästhetik allgegenwärtiger Firmen-‘Logos’ bis zu den Verbreitungs- und Verwertungsmechanismen des gedruckten Wortes (und erst recht der bewegten Bilder) hat zur Folge, daß unvergleichbare Lebensformen, Ethnien und Religionen sich ein und demselben Code medialer Repräsentation unterwerfen müssen, wenn sie überleben wollen. Diese Konstellation neuer, ‘nachkolonialer’ Ungleichheiten und die Frage nach möglichen emanzipativen Strategien, die das Kräfteverhältnis zugunsten der Subalternen verschieben können, sind das Interesse der ‘postcolonial studies’.“
(Editorial in *Argument* 215/1996: 333f. nach Kerner 1999: S.30)

Auch schreiben Ashcroft, Griffith und Tiffin:

„Post-colonial theory involves discussion about experience of various kinds: migration, slavery, suppression, resistance, representation, difference, race, gender, place, and responses to the influential master discourses of imperial Europe such as history, philosophy and linguistics, and the fundamental experiences of speaking and writing by which all these come into being. None of these is ‘essentially’ post-colonial, but together they form the complex fabric of the field.“
(Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1995 nach Kerner 1999: S.31)

Diese Beschreibungen versuchen zu umreißen, um was es in der postkolonialen Kritik geht. Es geht um die Konstellationen neuer Ungleichheiten und darum, wie mit emanzipativen Strategien das Kräfteverhältnis zugunsten der Subalternen verschoben werden kann. Erfahrungen rund um Migration, Sklaverei, Unterdrückung, Widerstand, Repräsentation,

Differenz, ‚race‘, Gender, Geschichte, Philosophie und Sprache werden in der postkolonialen Theorie thematisiert. Zusammen formen sie das komplexe Wesen des Felds. Dabei gibt es ganz unterschiedliche Aspekte des Theorieschaffens, die je nach Situiertheit des Autors und dem Zusammenspiel des Felds mit einem anderen variieren (vgl. Kerner 1999: S.31).

Postkolonialismus kann zusammenfassend als Widerstandsform gegen die koloniale Herrschaft und ihre Konsequenzen verstanden werden, die nicht einfach ‚nach‘ dem Kolonialismus aufgetreten ist. Geschichte wird nicht als lineare Progression betrachtet, sondern die postkoloniale Theorie wendet sich den Widersprüchen historischer Prozesse zu. Die Dekolonisierungsprozesse sollen in ihren Brüchen und Widersprüchen herausgearbeitet werden (Loomba 1998 nach Varela/Dhawan 2005: S.24). Der Prozess der Dekolonisierung soll als ein andauernder, nicht linear fortschreitender verstanden werden. „Neokolonialismus und Rekolonisierungstendenzen zeigen vielmehr an, dass der Kolonialismus immer neue Wege erfindet, um sich die Ressourcen der anderen Länder zu sichern.“ (Varela/Dhawan 2005: S.24) Die Unterdrückungsformen halten an, werden revitalisiert und sind an neue Interessen gebunden. Deswegen ist es inakzeptabel, von einem Begriff des ‚Postkolonialen‘ zu sprechen, denn es existiert kein uniformes Verständnis. Das spricht für die Notwendigkeit der Kontextsensibilität beim Gebrauch des Terminus.

Die koloniale Diskursanalyse stellt eine wichtige Methode der postkolonialen Theorie dar. Sie bietet einen neuen Weg, Kolonialgeschichte zu lesen und betrachtet kulturelle und ökonomische Prozesse als sich bedingende Formationen des Kolonialismus. Ihr Ziel ist es, unter anderem, Überschneidungen von Ideen und Institutionen, beispielsweise Wissen und Macht, zu untersuchen. Dabei werden neben materiellen Seiten kolonialer Herrschaft auch subtile Formen der gewaltvollen Macht der Repräsentation erforscht. Kontinuitäten von Repräsentationsformen der Kolonisierten und die Praxen (neo-)kolonialer Macht sollen aufgezeigt werden (vgl. Varela/Dhawan 2005: S.24f).

Im Folgenden werde ich die beiden Begriffe der Repräsentation und Wissensproduktion aus mehreren Perspektiven beleuchten, die dezidiert nicht postkolonial und nicht feministisch sind, sondern beispielsweise politisch und repräsentationstheoretisch. Dies, um in späterer Folge die Annäherung aus postkolonial-feministischer Sicht zu ermöglichen und auf die ‚allgemeinen‘ Theorien aus diesem spezifischen Blickwinkel einzugehen.

4. Repräsentation

„Jeglicher Repräsentation liegt etwas Abwesendes zugrunde – respektive etwas, das als abwesend erklärt wird: Hintergrund, Kulisse, Schatten.“ (Pewny 1999: S.211)

Repräsentation verweist also auf etwas Abwesendes, etwas nicht Anwesendes und ist somit auch ein Gegenwärtig-Machen oder Darstellen von etwas.

Im Folgenden soll die Repräsentation aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet werden. Dies soll die unterschiedlichen Herangehensweisen und vielfältigen Zugänge aufzeigen.

4.1. Politische Repräsentation und ihre Krise

Es heißt immer wieder, die politische Repräsentation sei in einer Krise (vgl. Vester 2011). Michael Vester unternimmt den Versuch der Definition des Schlüsselbegriffs zu Beginn seiner Auseinandersetzung mit der politischen Repräsentation und ihrer Krise. Repräsentation hat je nach Perspektive unterschiedliche Bedeutungen. Im antiken Latein beispielsweise steht ‚repraesentare‘ alltagssprachlich für ‚sich etwas vorstellen‘ und taucht seit dem Mittelalter auch in juristischen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen auf. Die Substantivform ‚repraesentatio‘ deutet auf den Anspruch eines herausgehobenen Teil zunächst der Kirche, dann der Gesellschaft, das Ganze in privilegierter Weise verkörpern zu können. Ein Höhepunkt dieser Entwicklung findet in Thomas Hobbes‘ Formel „rex est populus“ seinen Ausdruck (vgl. Hetzel 2011: S.24).

„Die in dieser Wendung ausgesagte Identität der repräsentierenden und der repräsentierten Instanz manifestiert sich in einer absoluten Souveränität, welche sich wiederum im Körper des einen Königs inkarniert. Nur durch den Willen des Königs, der sie beherrscht, wird die Menge für Hobbes zu einem politischen Körper: „For it is the Unity of the Representer, not the Unity of the Represented, that maketh the Person One.“ (Thomas Hobbes, Leviathan I, 16. nach Hetzel 2011: S.24)

Im Französischen bezeichnet der Begriff die Vorstellungen, die Menschen von einem Gegenstand haben. In der politischen Theorie wiederum ist die Vertretung bestimmter Personen oder Gruppen durch andere gemeint. Vertreter und Stellvertreter, Vorstellungen und Vorgestelltes variieren jedoch voneinander und können in krisenhaften Spannungen zueinander stehen. WählerInnen wenden sich von ihren Parteien ab, da die Parteien oder die Mitglieder der Parteien die Vorstellungen der WählerInnen nicht ausreichend vertreten. Das sei an sich nicht das Problem, so Vester, denn es sei notwendig und unvermeidbar, ja sogar

sinnvoll, unterschiedliche Interessen und Sichtweisen zu vertreten. Die Gesellschaft, die sich in verschiedenen sozialen Gruppen, Milieus und politische Lager gliedert, soll gemeinsam Kompromisse schließen.

„Sie tun dies über ein System der Repräsentation, und zwar gleich doppelt, auf zwei verschiedenen Ebenen. Die erste Ebene ist die gesellschaftliche: das Konflikt- und Aushandlungssystem der Interessengruppen und -verbände im sogenannten korporativen Vertretungssystem. Die zweite Ebene ist die politische: das Konflikt- und Aushandlungssystem der politischen Parteien im System der repräsentativen Demokratie.“ (Vester 2011: S.1)

Beide Vertretungssysteme sind, durch die Stufung in kommunale, föderale, nationale und internationale Vertretungs- und Aushandlungsebenen, komplex. Die Vertretungen sind dadurch potenziell überall in Berührung mit der Vielfalt der sozialen Bedürfnisse, Interessen und Tätigkeiten, doch unterliegen sie auch einer Gegentendenz,

„nämlich der Schwerkraft einmal etablierter Verhältnisse der Macht und Eigenmächtigkeit, der Gewohnheiten und auch der gewollten und ungewollten Abschottungen gegen Einblicke von außen. Damit entsteht das Problem der Verselbstständigung der Repräsentanten gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern, der Intransparenz und der Bildung von ‚Oligarchien‘, also von ‚Klüngeln‘, die kaum noch kontrolliert werden¹⁸.“ (Vester 2011: S.3)

Die soziale Gliederung, die auf den beiden Ebenen der korporativen und parlamentarischen Repräsentation repräsentiert werden soll, ist durch tiefgreifende wirtschaftliche und soziale Wandel und neue daraus entstandene Konflikte in Bewegung gekommen. Die Gewichte zwischen den sozialen Gruppen, aber auch zwischen den sie vertretenden gesellschaftlichen Interessensverbänden und politischen Parteien, verschieben sich.

„Als Ausdruck der Krise zwischen Repräsentierenden und Repräsentierten gilt seit Beginn der 1990er Jahre die sogenannte politische Verdrossenheit, der Mangel an Vertrauen in ‚die Politiker‘, die aus dieser Perspektive eher an sich selbst als an die Bedürfnisse der Bürgerinnen und Bürger denken.“ (Vester 2011: S.3)

¹⁸ Diese Erstarrungen seien zum Teil für die Krise in den Beziehungen zwischen dem Volk und seinen Vertretern verantwortlich. Sie können jedoch von unten oder von außen in Bewegung gesetzt werden, mit dem Ziel Erneuerungen durchzusetzen. Sie müssen aber aus der Gesellschaft selbst kommen (vgl. Vester 2011: S.3).

Vester führt im Folgenden mögliche Erklärungen für die Krise der politischen Repräsentation an. Erstens der Gegensatz von Argumenten und Interessen. Die politische Verdrossenheit der WählerInnen wird darauf zurückgeführt, dass politische Entscheidungen im Voraus zwischen Machtinteressen ‚hinter den Kulissen‘ ausgehandelt werden. Dabei sollten sie durch eine rationale öffentliche Argumentation ausgehandelt werden, wo die besten Argumente sich durchsetzen. Doch stehen auf der anderen Seite eben die Interessensgruppen, deren Erfolg von der Machtposition abhängt. Bei der Wahl des Repräsentanten/der Repräsentantin spielen einerseits das Individuum und die Rationalität seiner Argumente eine Rolle und andererseits die Interessen beispielsweise der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer. Max Weber und Emile Durkheim, die klassischen Begründer der politischen Sozialwissenschaft, erinnern, dass die moderne Demokratie auf die politische Selbstvertretung der Berufsgruppen zurückgeht, wie sie im korporativen System der antiken und der mittelalterlichen Städte erkämpft wurde. Somit ist die Interessenpolitik der notwendige Unterbau der Repräsentation. Es kommt nur darauf an, das Aushandlungssystem, in dem vorentschieden wird, offener, transparenter und umfassender zu machen, „also dem Einfluss und den Argumenten von nicht vertretenen Gruppen – wie einst den Gewerkschaften, den Frauen, den Bürgerbewegungen – mehr Geltung zu erkämpfen“ (ebd.).

Vester stellt fest, das Problem liege nicht im mangelnden Interesse und auch nicht allein an Überlastungen oder politischem Unwissen, sondern möglicherweise in der Kluft zwischen Alltagswelt und der Welt der politischen Institutionen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1982) betont diesen Bruch zwischen der sozialen Nähe von Alltagswelt und Politik. Die politische Sphäre werde mit ihren juristischen, finanziellen, verwaltungstechnischen Fachdiskursen zu einer Welt der hauptberuflichen Politik, mit der nicht jeder vertraut sein kann. Doch müsse dies nicht zu einer ‚Entpolitisierung‘ führen, denn trotz dessen können Menschen wählen und auf unterschiedliche Arten ihre Meinung kundtun und somit sich repräsentieren oder ihre Repräsentanten durch unterschiedliche Initiativen unter Druck setzen. Man muss nicht Schuster sein, um in Schuhen zu gehen, bemerkte einst Max Weber – so wie wir als Laien ein Auto fahren können, ohne die genaue Funktionsweise und Konstruktion zu durchschauen (vgl. Vester 2011: S.3f).

„Eine Verbindung der beiden Sphären der Alltagswelt und der politischen Institutionen ist dann möglich, wenn es einzelnen Politikern durch ihren Stil und persönlichen Einsatz, durch ihren Habitus und ihre Praxis gelingt, eine Identifikationsmöglichkeit zu schaffen. Das auf diese Weise gewonnene Vertrauen

kann aber, besonders von den heutigen skeptischen Bürgerinnen und Bürgern, auch wieder entzogen werden“ (Vester 2011: S.4)

Wenn Politiker Versprechungen nicht einhalten, verlieren BürgerInnen das Vertrauen in sie. Vester betrachtet Stil und Habitus nicht als äußerliche Charakteristika, sondern meint, der Habitus und das, wofür jemand politisch oder programmatisch eintritt, haben durchaus miteinander zu tun. ‚Verkörpern‘ Personen die Vorstellungen (Repräsentationen) sozialer Milieus auch in Stil und Handlungen, können sie für sie auch stellvertretend handeln und somit ihre politischen Repräsentationen übernehmen (vgl. ebd.).

4.2. Demokratische Repräsentation und politische Körperlehren

Philip Manow schreibt am Anfang seiner Auseinandersetzung über demokratische Repräsentation und neue politische Körperlehren, dass in der zeitgenössischen Demokratietheorie die Meinung vorherrsche, Volkssouveränität sei prinzipiell nicht darstellbar, genauso sei die Vorstellung eines politischen Volkskörpers seit langem verabschiedet. Die Körperlosigkeit der Demokratie werde zum Definitions- und Abgrenzungskriterium gegenüber der Monarchie mit ihrem politischen Königskörper.

„Demokratie beginne überhaupt erst am Ende aller politischen Verkörperungsmechanismen, demokratische Herrschaft sei gleichbedeutend mit der ‚Entkörperung der Macht‘ (Claude Lefort). Der ‚Platz des verabschiedeten Volkskörpers‘ markiert daher einen ‚vakante[n] Sitz der Souveränität‘ (Jürgen Habermas: Faktizität und Geltung, Frankfurt a.M. 1992, S.626). Aber was füllt diese Leerstelle? Welcher ‚symbolische Körper [tritt] an Stelle eines Volkes, das unauffindbar ist und nicht dargestellt werden kann‘ (Pierre Rosanvallon: Le Peuple introuvable. Histoire de la représentation démocratique en France, Paris 1998, S.20)“ (Manow 2011: S.6)

Die Körperlosigkeit der Demokratie symbolisiert somit die Souveränität des Volkes. Welcher ‚symbolische Körper‘ an Stelle des Volkes tritt, steht offen. „Das politisch ‚Imaginäre‘ oder die ‚Kollektivgespenster‘ (...) in Form der neuen politischen Kollektivgröße der ‚Nation‘“ (Manow 2011: S.6) werde immer wieder in all seinen politische Vorstellungswelten beherrschenden Facetten in neuerer Literatur beschrieben, was wiederum in Widerspruch zur angeblichen Körperlosigkeit der demokratischen Herrschaft steht - eine ‚Politische-Phantasma-Forschung‘ in Überschneidung von Literatur-, Kunst- und Politikwissenschaft, die die behauptete Körperlosigkeit der modernen repräsentativen Demokratie revidiere.

„Es wird zunehmend bezweifelt, dass sich eine Gesellschaft einfach damit abfinden könne, dass sie keine Vorstellung ihrer selbst als politisch verfasster Ordnung besitzt. In diesem Zusammenhang ist nun nicht nur gegen die Hypothese vom demokratischen Ikonoklasmus darauf zu insistieren, dass auch moderne demokratische Gesellschaften selbstverständlich ein Bild ihrer selbst entwickeln, sich Herrschaftszeichen geben, sich – wie jede Macht – ostentativ zeigen.“ (ebd.)

Horst Bredekamp (2010) prägte die These des ‚substitutiven Bildaktes‘. Am Anfang der demokratischen Repräsentationstheorie stehe ein ‚substitutiver Bildakt‘, der den Königskörper durch das kollektive Körperbild ersetzt. Hier kristallisiert sich eine weitere Bedeutung der Repräsentation heraus, neben der Vorstellung auch die Vertretung und das Ersetzen.

Manow weist nun auf den Ursprung des modernen Repräsentationskonzepts hin, welches in der Metaphysiologie der politischen Theologie des Mittelalters wurzelt. Die Suche kann zunächst begriffsgeschichtlich ansetzen: Die Puppe aus Holz oder Wachs, die in den königlichen Bestattungszeremonien den echten Königskörper ersetzt, wird ‚Repräsentation‘ genannt. Dieser Begriff habe sich für die Königs-Effigies Ende des 16. Jahrhunderts in England etabliert. Thomas Hobbes habe mit seinem *Leviathan* 1651 schon einen Grundgedanken der Demokratie geprägt, indem er alle BürgerInnen zum Teil eines lebendigen Bildes macht, dessen visuelle Präsenz gegen den potentiell drohenden Bürgerkrieg gestellt wird (vgl. Bredekamp 2010 nach Manow 2011: S.6). In Hobbes Schriften hat die Repräsentation überwiegend entweder die juristische Auslegung im Sinne des zu Vertragsabschlüsse autorisierten Stellvertreters erfahren oder in Verbindung zum Theater, als die ‚Impersonation‘, also die Repräsentation einer Person durch einen Schauspieler (vgl. Hannah Pitkin 1967 nach Manow 2011: S.6). Die symbolisch-mimetische Repräsentation des Königskörpers ist für das Verständnis von Hobbes‘ *Leviathan* zentral.

„Der Leviathan als Reflexion ‚über den Moment, in dem der Staat eine künstliche Herrscherfigur nötig hat‘ (...), findet für den Moment des Übertragungsvorgangs der politischen Funktionen auf einen künstlichen Körper den Begriff der Repräsentation: „In dem Intervall zwischen dem Tod des alten Königs und der Inthronisierung seines Nachfolgers herrschte die königliche Repräsentation“ (Manow 2011: S.6f)

Die Theorie der demokratischen Repräsentation habe sich aus der protestantischen Bilderkritik am Porträt des Königs, also an der Praxis der königlichen Herrschaftsrepräsentation, entwickelt. Der neue Kollektivakteur, das Volk, das als neue,

abstraktere politische Souveränitätsfigur nach der Hinrichtung des Königs am 30. Jänner 1649 installiert wurde, ist ein Resultat der protestantischen Kritik an der königlichen Bilderpraxis, die als ‚Idol worship‘ denunziert wurde. Die Ursprünge der Demokratie sind in den Praktiken der Monarchie zu finden. Bei Hugo Grotius im siebten Kapitel des zweiten Buches *De Jure Belli et Pacis* taucht der Begriff der Repräsentation auf, und zwar bei der Darstellung des französischen Thronfolgereglements, dem zufolge die Herrschaft nur an den männlichen Nachkommen der nächsten Generation vererbt wurde. „Eben diese Bestimmung, das Eintreten des Sohnes für den verstorbenen Vater, die stellvertretende Nachfolge, mache das ‚repräsentative‘ Moment aus.“ (Manow 2011: S.7) Die korrekte Repräsentation des vorigen Throninhabers war entscheidend. Diese ‚repräsentative‘ Nachfolgeregel war wichtig, um die Gesellschaft vor Bürgerkriegen zwischen den um die Herrschaft konkurrierenden Parteien zu beschützen.

„In den monarchischen Begräbniszeremonien greifen die symbolische Darstellung des politischen Königskörpers und die Regelung der monarchischen Nachfolge ineinander. Die Königspuppe symbolisiert den Machtübergang auf den repräsentativen Nachfolger. Über die Rekonstruktion dieses historischen Zusammenhangs zwischen Königsabbild und Sukzessionsprinzip kommen wir auch zur Ablösung der monarchischen Repräsentation durch die neue, demokratische Ordnung und zu dem Bilderstreit, der diesem Ablösungsprozess zugrunde liegt.“ (ebd.)

Carlo Ginzburg (1999) meint, man lernte, die Bilder zu zähmen und zwar aus Angst vor Idolatrie, was zur Rückkehr zur Illusion in der Bildhauerkunst und Malerei führe. Das ermöglichte schließlich in der politischen Theologie des Mittelalters die bildhafte Repräsentation der Königsidee in den Effigiesfiguren.

Die Angst vor der Idolatrie nahm im Kontext des konfessionellen Bürgerkriegs im 16. und 17. Jahrhundert stark zu. Der Vorwurf der götzendienerischen Bildverehrung wird zur Waffe des Protestantismus und gleichzeitig endet die politische Effigies-Praxis plötzlich. Außerdem führt die ikonoklastische Grundtendenz der Zeit zu einem neuen Sieg der politischen Abstraktion, wie im *Leviathan* beschrieben.

„Die Vorstellung vom politischen Körper löst sich vom König und wird nun übertragen auf ein neues fiktives Kollektivwesen. Repräsentation ist nicht mehr eine magische Praxis im Vollzug der königlichen Herrschaftsnachfolge, sondern wird schrittweise zu einem politischen Autorisierungsvorgang durch ein hoch abstraktes

Gebilde, das Volk oder die Nation, und bekommt damit die Bedeutung, die uns heute vertraut ist.“ (Manow 2011: S.7)

Die protestantische Kritik an der katholischen Idolreligion müsse auch ein Sakralkönigtum treffen, dessen Herrschaftspraxis zentral auf die repräsentative Herrscherdarstellung setze. Im Zuge der vehementen, religiös fundierten Bilderkritik an der Darstellung des Königskörpers verschwindet die Königseffigies und eine neue imaginäre politische Gestalt, ein ‚artificial man‘ tritt auf die Bühne des politischen Geschehens, welche am Titelbild des *Leviathan* zu sehen ist.

„In unserem Urteil vom politischen Ikonoklasmus der Demokratie schwingt noch die protestantische Polemik gegen das katholische Sakralkönigtum mit, aber sie markiert doch überwiegend ein ideologisches Wunschdenken: Denn wir haben nur einen Herrschaftskörper durch einen anderen ersetzt.“ (ebd.)

Das Ersetzen eines Körpers durch den anderen im religiösen Sinne findet sich ebenso bei der Vorstellung von Gott im Christentum. Der deutsche Theologe Karl-Heinz Menke schreibt, das Christentum werde als die wahre Religion gesehen, weil nur das Christentum sagt, Gott habe sich in dieser Welt durch Jesus Christus repräsentiert bzw. vermittelt.

„Entsprechend erscheint der römische Katholizismus als die politische Form, die durch personale Repräsentation des Papstes aus der Selbstrepräsentation Gottes in Jesus entsteht.“ (Menke 2010: S.58)

Die Vorstellung des abwesenden Gottes, der sich den Menschen durch Jesus repräsentiert, kann als die ursprünglichste aller Repräsentationsvorstellungen bezeichnet werden. Insofern ist die Puppe, die den verstorbenen König vertritt und in diesem Moment ersetzt, eine logische Fortsetzung dieses Denkmusters.

4.3. Repräsentation als Herrschaftsorganisation

„Das Wissen um die Genese des Konzepts der Repräsentation erlaubt das Aufzeigen seiner Instrumentalisierbarkeit.“ (Pollak 2005: S.218)

Dieses Kapitel soll die Repräsentation in ihrer Funktion der Organisation von Herrschaft erklären und dient der Unterstützung der These, dass der Komplex Repräsentation-Wissen und Herrschaft miteinander verbundene Phänomene sind, die gemeinsam im Stande sind, Macht zu sichern.

Im folgenden Teil der Arbeit möchte ich mich mit Repräsentation als Herrschaftsorganisation aus politikwissenschaftlicher Perspektive auseinandersetzen. Die Funktion der Repräsentation wird erörtert. Weiters werde ich auf die damit verbundene Frage, wer oder was wie repräsentiert wird, eingehen. Im Anschluss an dieses Kapitel werden drei mögliche Kriterien für die Auswahl der RepräsentantInnen vorgestellt.

Eric Voegelin (1991) sah Repräsentation als ein „Zentralproblem einer Theorie der Politik“ (Voegelin 1991 nach Pollak 2005: S.217). Heinz Rausch (1968) schrieb, das Wort Repräsentation sei einer der fundamentalen Ausdrücke jeglicher Demokratietheorie, da mit ihm alle indirekte Herrschaftsausübung durch das Volk umschrieben wird. Hogan (1970) stellt jedoch fest, dass keine adäquate moderne Theorie der politischen Repräsentation bestehe. Heinz Eulau (1978) resümiert, wir könnten sagen, was Repräsentation nicht sei, jedoch nicht, was Repräsentation genau sei. Eulau (1978) stellt fest, dass nicht eine Krise der Institution Repräsentation, sondern eine Krise der Theorie der Repräsentation bestehe. Pollak meinte hierzu, diese Theorien hätten trotz ihres Alters ihre Richtigkeit nicht verloren. Sinkende Wahlbeteiligung an politischen Prozessen (national wie supranational), schwindendes Vertrauen in die Problemlösungsfähigkeit des politischen Systems und der politischen Akteure, aber auch der Aufstieg sogenannter ‚single issue groups‘ seien Zeichen der Krise der Repräsentation. Gleichzeitig ist es auch ein Charakteristikum demokratischer Politik, in der die Freiheit des Einzelnen auch Freiheit zum Rückzug bedeuten kann (vgl. Pollak 2005: S.217).

Im Folgenden soll nun versucht werden, die Herrschaftsorganisation als Funktion der Repräsentation in ihrer historischen Genese zu analysieren. Wer wird beherrscht? Was soll repräsentiert werden? Und aufgrund welcher Kriterien werden RepräsentantInnen ausgewählt?

4.3.1. Die Organisation der Herrschaft

Die Herrschaftsorganisation als eine Funktion der Repräsentation lässt sich in mindestens zwei Aspekte unterteilen. Der erste Aspekt ist die Repräsentation als Technik der praktischen Herrschaftsgestaltung und der zweite die Repräsentation als Instrument der Machtsicherung. Ersteres meint die politische Organisation von Gemeinwesen und verweist auf Repräsentation als institutionelle Technik, durch die Macht in einer politischen Gesellschaft strukturiert wird. Diese bietet ein mehrstufiges System, welches öffentliche Aktionen möglich macht (Pollak 2005: S.218). Damit ist die Herrschaft des Volkes durch seine RepräsentantInnen gemeint. Doch liegt das Paradoxon darin, dass mit der Autorisierung der RepräsentantInnen ein Verlust

an Freiheit einhergeht. Der Verlust an Freiheit äußert sich darin, dass man seine Stimme abgibt an Politiker, die die eigenen Interessen vertreten sollten. Somit verliert man die Möglichkeit an späteren Interessensaushandlungen teilzunehmen, da man die eigene Stimme bereits abgegeben hat. Die repräsentierende Partei repräsentiert das Individuum und somit hat dieses zum Teil an Freiheit verloren. Wenn die Verantwortungen ausgelagert werden, wird der Einzelne möglicherweise nicht mehr gefragt und kann weniger direkt mitentscheiden und -gestalten. Herman Heller (1933) schrieb in seiner Staatslehre über die Herrschaftsorganisation in einer Demokratie mit gleichen sozialen Chancen.

*„Jede Organisation bedarf aber einer Autorität, und alle Machtausübung unterliegt dem Gesetz der kleinen Zahl; immer müssen diejenigen, welche die organisatorisch vereinigten Machtleistungen aktualisieren, über ein gewisses Maß an Entscheidungsfreiheit und damit demokratisch nicht gebundener Macht verfügen.“
(Heller 1986 nach Pollak 2005: S.218)*

Joseph Schumpeter (1942) spitzt den Herrschaftsaspekt in seiner Theorie der konkurrierenden Eliten zu, indem er Repräsentation als technisches Instrument oder gar Notlösung für Flächendemokratie ohne jeglichen intrinsischen Wert betrachtet (vgl. Scheuermann 2002 nach Pollak 2005: S.218). Hierbei wird auf den zweiten Aspekt der Repräsentation, nämlich als Herrschaftsinstrument, verwiesen. Pollak fügt eine bemerkenswerte Information hinzu: Repräsentation sei „conceived in explicit (sic!) opposition to democracy“ (Manin 1997 nach Pollak 2005: S.218). So hätten repräsentative Regierungen das Ziel, Demokratie zu verhindern. Demokratie „was largely identified with popular mobilization and mob rule, and was singularly unappealing to 18th-century constituents.“ (Urbinati 2004 nach Pollak 2005: S.218). Demokratie und Repräsentation wurden damals als oppositionell betrachtet, das liegt daran, dass die praktischen Folgen für politische Systeme, die nicht auf dem Prinzip der Repräsentation aufbauen, verheerend waren. Thomas Hare beschrieb dies im 19. Jahrhundert folgendermaßen:

„Representation is a matter of daily occurrence and common necessity. It is the vicarious performance of duties which cannot be personally executed. It intervenes in commerce, in jurisprudence, in education, and in a thousand other forms. In a multitude of circumstances people are compelled to place themselves and their interests in the hand of others.“(Fairlie 1968 nach Pollak 2005: S.218)

James Mill beschrieb dies 1820 im *Essay on Government* und konstatierte, wie direkte Demokratie, welche mehr Versammlungen bedeute, in den Stillstand des Arbeitslebens, den Abgang in die Armut und somit auch zum Ende der politischen Gemeinschaft führen würde. Diese Annahme verweist auf die Vorstellung, Politik würde nur in kleinen politischen Gemeinwesen möglich sein. Ein bekannter Topos in der Repräsentationstheorie hält deshalb fest, dass Repräsentation als Technik erfunden wurde, um Demokratie in großen Flächenstaaten zu ermöglichen. Rückblickend, meint Loewenstein (1959), sei die Erfindung der Technik der Repräsentation für die politische Entwicklung des Westens genauso entscheidend gewesen wie die der Elektrizität für die technische Entwicklung der Menschheit. Montesquieu (*Esprit de Lois*, XI, 6) meinte, in einem freien Staat müsse die gesetzgebende Gewalt vom Volk selbst ausgehen. Doch sei das in großen Staaten unmöglich, weswegen dies durch RepräsentantInnen geschehen müsse (vgl. Pollak 2005: S. 219).

Zusammenfassend können wir festhalten, dass Repräsentation eine Technik der Herrschaftsorganisation ist, deren Entwicklung aus praktischen Gründen erfolgte. Die Notwendigkeit der RepräsentantInnen wurde der antiken direkten Demokratie als unerreichbarem Ideal gegenüber gestellt, wodurch die repräsentative Demokratie gerechtfertigt wurde. Dabei ist die repräsentative Demokratie immer nur die zweitbeste Lösung, da sie eine „defizitäre Form der Demokratie“ darstellt (Kielmansegg 1985 nach Pollak 2005: S.219).

4.3.2. Repräsentation im Laufe der Zeit

Pollak schreibt, es bestehe heute weitgehende Übereinstimmung, dass die Wurzeln der politischen Repräsentation im römischen Recht und dem ausgehenden Mittelalter liegen (vgl. hierzu Larsen 1955; Hofmann 1982; Podlech 1984). Doch beschränkte sich das demokratische Element im römischen Regierungssystem auf die Volksversammlung, während Konsulen und Magistrate monarchisch, der Senat aristokratisch geführt waren. Frühe Techniken der Repräsentation hatten keinen politischen, sondern eher einen rein privatrechtlichen Charakter. Repräsentation wurde beispielsweise im Sinne der Bevollmächtigung verstanden. Das ‚Sich-vertreten-lassen‘ vor Gericht zum Beispiel. Sternberger (1971) betrachtete die spätmittelalterlichen Ständeversammlungen und die Entwicklung der Bürgerrechte als Vorreiter des modernen Parlaments. Otto Hintze (1931) wies auf den Ursprung des modernen Repräsentativsystems im Ständewesen hin:

„Die Repräsentativverfassung, die heute dem politischen Leben der ganzen zivilisierten Welt ihr eigenartiges Gepräge gibt, geht in ihrer historischen Entstehung

auf die ständische Verfassung des Mittelalters zurück, und diese wurzelt, wenn auch nicht überall und ausschließlich, so doch in den wichtigsten Ländern und zu einem nicht geringen Teil in den politischen und sozialen Verhältnissen des Feudalsystems.“ (Hintze 1931 nach Pollak 2005: S.220)

Im Spätmittelalter war die Frage nach der Autorität entscheidend. Die Vertreter der Deszendenztheorie (theokratischen Theorie) sahen jede Herrschaft in der Welt durch den Papst vermittelt. Augustinus führte im 5. Jahrhundert aus, dass Gott den Menschen die Gesetze durch Könige vermittele. Die Rolle des Papstes beschränkte er auf die spirituelle Ebene, Könige jedoch seien durch göttliches Naturrecht gebunden. 800 Jahre später wiederholte Thomas von Aquin diese Haltung. Auch er betrachtete Macht (auch weltliche) als die Spitze einer Pyramide, wobei alle Macht durch diese Spitze legitimiert werde. Dabei werde die Spitze durch den Papst definiert. Die Aszendenztheorie sieht die Macht jedoch beim Volk und seinen Versammlungen. Dabei hat der gewählte König keine Macht außer der vom Volk verliehenen. Er repräsentiert einerseits die Gemeinschaft und ist andererseits für diese verantwortlich. Diese Annahme erlaubt ein Recht auf Widerstand. Sollte er den allgemeinen Willen nicht repräsentieren, konnte ein neuer gewählt werden. Grundlage dieser Repräsentationstheorie war die Fiktion vom Konsens aller, wie Thomas Smith 1572 bezugnehmend aufs Parlament betonte. Lange Zeit sorgte die Stellung der Kirche für die Dominanz der Deszendenztheorie. Im 13. Jahrhundert gab es ein Umdenken, welches die theokratische Theorie in den Hintergrund drängte und den neuen Interpretationen von Aristoteles zu verdanken war (vgl. Ullmann 1975; Zimmermann 1971). Mit der Idee des neuzeitlichen Staates und der Souveränität kam es zur Trennung von Kirche und Reich, die bis dahin eine Einheit gebildet hatten. Jean Bodin richtete sich gegen die Korporationslehre und meinte, der Herrscher sei nicht an den Bürgerkonsens gebunden. Trotzdem seien die Monarchen auf den Konsens der vermögenden Klassen angewiesen (vgl. Pollak 2005: S.220).

„Die ersten Parlamente in Spanien und England, denen keine deliberative Macht zustand, wurden im 13. und 14. Jahrhundert zum Zweck der Steuererhöhung vom Monarchen einberufen, waren also ein Instrument der Zentralgewalt. (...) Aber auch in England blieb das Parlament bis zur zweiten Wahlreform 1867 weit davon entfernt, ein Abbild des Volkes zu sein. Es war vielmehr ein Instrument der für den staatlichen Aufbau Englands jeweils bestimmenden gesellschaftlichen Schichten.“ (ebd.)

AutorInnen des 18. und 19. Jahrhunderts hätten Repräsentation als geistreiche Erfindung betrachtet, während jedoch die schrittweise erfolgende Entstehung des Konzepts aus den

Wurzeln im Mittelalter betont werden müsse (vgl. Hofmann 1974; Mantl 1975; Sternberger 1971). Neben den zwei bereits vorgestellten Theorien wurden drei wesentliche Leistungen für die Entwicklungen des neuzeitlichen Staates vollbracht. Erstens wurden menschliche Verbände als rechtlich handelnde Körperschaft (universitas) konzipiert. Zweitens wurde deren Handlungsfähigkeit gesichert, indem ihr das Handeln einer Person als rechtliche Folge zugeordnet wurde. Als dritte Leistung beschreibt Podlech (1984 nach Pollak 2005: S.221): „Die Wahrnehmung eines über die Zeit bestehenden, aus vielen Individuen zusammengesetzten Gemeinwesens“.

Pollak hält fest, dass Repräsentation keine Technik ist, die entstanden ist, um Regieren in großen politischen Gemeinwesen zu ermöglichen.

„Sie ist nicht lediglich ein organisatorischer Kunstgriff, um die an sich wünschenswerte, aber unmögliche Anwesenheit aller BürgerInnen zu ersetzen, sondern ein Mittel, die Wirksamkeit des politischen Systems durch die Arbeitsteilung und Kondensierung politischer Willensbildung zu steigern. D.h. politische Repräsentation verdankt ihr Entstehen nicht einer genialen Erfindung oder dem plötzlich auftauchenden kollektiven Bewusstsein eines Volkes, welches selbstbewusst und entschlossen seine Teilhabe an der politischen Macht fordert, sondern ist ein Organisationsinstrument, das bestimmten Interessen dient“ (Pollak 2005: S.221).

Vom Verständnis der Repräsentation im Mittelalter sei in der Neuzeit einzig die Funktion der Herrschaftsorganisation erhalten geblieben. Hier kommt dem Repräsentieren die Bedeutung des Ersetzens zu. Repräsentation wird als Organisationsinstrument verstanden, das allein der Durchsetzung von Interessen dient (ebd.).

4.3.3. Der/die Repräsentierte

Im Mittelalter war es der König, der die Rolle des Repräsentanten innehatte. Mitte des 18. Jahrhunderts beschränkte sich die Funktion der Repräsentanten auf die Verteidigung der materiellen Interessen der Landbesitzer, Kaufleute, des Klerus usw. Rückblickend kann man sagen, dass Reich, Volk, Klassen, Nation, ideelle Werte, Präferenzen und Interessen als Objekte der Repräsentation behandelt wurden.

„Voraussetzung der Möglichkeit, die Frage nach dem Was? der Repräsentation überhaupt zu stellen, ist die Annahme der Willens- und Interessensdifferenz zwischen Herrschern und Beherrschten, zwischen Kollektiv und Individuum. Eine Annahme, die

uns heute als Selbstverständlichkeit erscheint, deren Durchsetzung jedoch geraume Zeit in Anspruch nahm.“(Pollak 2005: S.221)

Die Durchsetzung der Annahme, dass zwischen dem Kollektiv und dem Individuum, den Beherrschten und dem Herrscher Differenzen vorhanden sind, nahm lange Zeit in Anspruch, gleichwohl sie für uns selbstverständlich klingen mag (vgl. Pollak 2005: S.221).

Thomas Hobbes Absorptionstheorie (vgl. Fraenkel 1964) meinte dazu:

„A Multitude of men, are made One Person, when they are by one man, or one Person, Represented; so that it be done with the consent of every one of that Multitude on particular. For it is the Unity of the Representer, not the Unity of the Represented, that maketh the Person One. And it is the representer that beareth the person, and but one person.“(Hobbes 1968 nach Pollak 2005: S.221)

Daraus lässt sich ableiten, dass mehrere Menschen von einer einzigen Person repräsentiert werden können. Die Einheit des Repräsentanten und nicht die Einheit der Repräsentierten ist somit die Folge. Hobbes griff auf die Korporationslehre zurück, welche beinhaltete, dass die Einheit des Staates durch Repräsentation gestiftet ist. Dabei legitimiert nicht Gott, sondern der Herrschaftsvertrag diesen Vorgang. Hobbes spricht jedoch dem Volk nach erfolgter Herrschaftsübertragung den Charakter einer Handlungseinheit ab. Die idealtypische Verkörperung der Absorptionstheorie ist Hobbes' Leviathan. Durch den Gesellschaftsvertrag von Jean-Jacques Rousseau wurde diese Theorie radikal gewendet. Er sah den durch den Gesellschaftsvertrag entstehenden Souverän mit dem Staat identisch. Er kann nur durch sich selbst repräsentiert werden, da Souveränität nicht übertragen werden kann. Deswegen können Abgeordnete das Volk nicht repräsentieren, sie seien nur Beauftragte. Dennoch könnten sie nicht endgültig beschließen (vgl. Pollak 2005: S.222). Rousseau bildete mit dieser Meinung eine Ausnahme, und Montesquieu, Denis Diderot, John Locke, Thomas Paine und später Edmund Burke waren viel einflussreicher. In dieser Zeit wandelte sich das Parlament von einem unabhängigen Mittler zwischen König und Volk zum Repräsentanten des Volkes (Pollak 2005: S. 222).

„Ein Ergebnis der aufstrebenden Souveränitätstheorie war der Anspruch, das (nicht gerade objektiv definierte) Volk zu repräsentieren, verbunden mit der Forderung nach dem allgemeinen, zensusunabhängigen, männlichen Wahlrecht.“ (Pollak 2005: S.222).

Joseph Priestley modifizierte die Vertragstheorie. Individuen tauschten im Sozialvertrag ihre natürlichen Freiheiten und Rechte gegen den Einfluss auf politische Entscheidungen. Demzufolge haben alle Bürger einen Anspruch auf politische Repräsentation. Thomas Paine Schrift *The Rights of Man* (1792) machte diese Idee populär.

*„Volkssouveränität, eine repräsentative Regierung auf der Basis von allgemeinen Wahlen und das Recht auf Revolte gegen jede andere Form der Regierung sollten die Grundlage für die spezifisch amerikanische Prägung des Repräsentativsystems sein.“
(ebd.)*

4.3.4. Über den Repräsentanten

Der Monarch als Repräsentant des gesamtpolitischen Gemeinwesens ist in der mittelalterlichen Vorstellung vorzufinden. Er ist zwar nur Gott rechenschaftspflichtig, doch werden seine Handlungen der Gemeinschaft zugerechnet. Der König als Repräsentant des Volkes hatte im Gesellschaftsvertrag die Macht des Volkes absorbiert. Im Absolutismus war die Repräsentation durch Ludwig XIV mit seinem Spruch: *„L'état c'est moi“* ein markanter Ausdruck dieses Verständnisses. So war es auch der Absolutismus, der die Entwicklung des mittelalterlichen Repräsentationsverständnisses unterbricht und somit den Machtgewinn des Parlaments. Die Krone ist von nun an von den Verpflichtungen des Mittelalters gelöst. Erst im Jahre 1789 kam es aufgrund von finanziellen Problemen zu einer Versammlung der französischen Generalstände. Anders als in Kontinentaleuropa nahm die Entwicklung des Repräsentativsystems in England andere Züge an (vgl. Pollak 2005: S. 225).

Die Debatten rund um die Balance zwischen Krone, *„House of Lords“* und *„House of Commons“* prägten die politischen Auseinandersetzungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aufstände der Schotten und Iren brachten König Charles I. zur Erhöhung der Steuern. Das war eine Maßnahme, die er ohne Zustimmung des Parlaments durchsetzen wollte. Doch das einberufene Parlament verweigerte die Zustimmung zur Steuererhöhung und zwang den König zur Annahme des *„Triennial Act“* 1641. „Dieses Gesetz unterhöhlte das königliche Prärogativ auf Einberufung des Parlaments erheblich, sah es doch längstens alle drei Jahre ein Parlament vor.“ (Pollak 2005: S.226)

Somit brach eine Ära des *„Houses of Commons“* an, die mit Hilfe des aufstrebenden Kaufmanns- und Handelsstands und der Puritaner zu Stande kam. In dieser Zeit kommen die zwei Houses zum Ergebnis, dass die höchste legislative Autorität *„lies not with the king-in-Parliament but with Parliament alone.“* (Skinner 2002 nach Pollak 2005: S.226) Durch die

‚Glorious Revolution‘ und die Verabschiedung der ‚Bill of Rights‘ wurde diese Autorität gefestigt. Mit der Idee des allgemeinen – dies sei angemerkt: männlichen – Wahlrechts war die Idee für die Unabhängigkeit der Repräsentanten relevant. Diese sollten nicht mehr nur Sprecher lokaler Interessen sein, sondern die gesamte Nation repräsentieren. In der Diskussion ging es nun um die Un-/Abhängigkeit und Autorisierung der Repräsentanten (ebd.).

Die Verfassung von 1791 in Frankreich legte die Souveränität in die Hände der Nation und somit verkörperte die Nationalversammlung den Willen der Nation. Außerdem wurde festgelegt, dass die gewählten Deputierten der Departements nicht als Vertreter ihres Wahlkreises agieren durften, sondern die gesamte Nation zu repräsentieren hatten. Als einen ‚turning point‘ in der Geschichte des europäischen politischen Denkens bezeichnet es Birch (1971: S.41). Denn zuvor wurden Delegierte nur als Vertreter regionaler Interessen verstanden, die ein klares Mandat und wenig Verhandlungsspielraum hatten. Frankreich sollte aber nun eine politisch-rechtliche Einheit sein und die Assemblée Nationale eine Vertretung der ganzen Nation, im Gegensatz zu den früheren Provinzialständen. Dafür wurden die imperativen Mandate verboten und die rechtliche Gleichheit der BürgerInnen und damit der Ausschluss ständischer Privilegien erklärt. Die Abgeordneten sollten nun die Stimme der Nation sein, die Regierung und die Regierten repräsentieren.

Wichtig ist die Entstehung des amerikanischen Repräsentativsystems deswegen, weil im Zuge der einzelstaatlichen Verfassungen ab 1776 die wesentlichen Prinzipien des repräsentativen Regierens formuliert wurden. Montesquieu schrieb in der Schrift *Vom Geist der Gesetze* (6.Buch, 11.Kapitel nach Pollak 2005: S.226) von der Selbstbestimmung Menschen freien Willens. 1776 nahm die Verfassung Pennsylvanias Montesquieus Idee auf. Sie beinhaltet den Grundsatz, dass Herrschaft einzig und allein auf der Autorität des Volkes gründet. George III. und seine Regierungspraxis lösten Auseinandersetzungen aus. Er erlegte den Kolonien Steuern ohne deren Zustimmung auf, was zur Forderung: „no taxation without representation“¹⁹ führte. Nach der Forderung nach einer Herrschaft, die auf die Autorität des Volkes gründet, folgte die Forderung nach einer geschriebenen Verfassung. „Government without constitution, is power without a right.“ (Thomas Paine 1912 nach Pollak 2005: S.227). Das dritte Prinzip ist die begrenzte Amtszeit des Herrschenden. Dabei dienen Wahlen dem friedlichen Wandel und bilden zugleich auch ein Selektionskriterium für die Auswahl der Bürger. Die Wahl dient:

¹⁹ Erstmals von John Otis 1764, einige Jahre vor der Boston Tea Party, erhoben (vgl. Pollak 2005: S.231).

„to refine and enlarge the public views, by passing them through a medium of a chosen body of citizens, whose wisdom may best discern the true interest of their country, and whose patriotism and love of justice, will be least likely to sacrifice it to temporary or partial considerations.“ (Federalist No. 10 nach Pollak 2005: S.227)

Die delegierte Macht beruht auf Vertrauen, dadurch beruht das Verhältnis zwischen Herrscher und Beherrschten auf Vertrauen. Die Gewaltenteilung, die ebenso von Montesquieu gefordert wurde, sollte die Unabhängigkeit der einzelnen Bereiche sicherstellen.

Doch stellt sich die Frage: Nach welchen Kriterien werden RepräsentantInnen selektiert?

a. Identität als Kriterium

Für jede Repräsentation, muss der Repräsentierte in der Realität reproduziert werden. „Applied to persons one can say that the term representation always includes the duplication of the personal existence.“ (Leibholz 1966 nach Pollak 2005: S.227) Vertreter der Identitätsthese sehen eine Duplikation erst bei Gleichheit von Identität des Repräsentanten und der Repräsentierten als sinnvoll. Dabei unterscheiden sie zwischen territorialen, institutionellen, ethnischen, geschlechtlichen, religiösen und weiteren Identitäten. Die Repräsentativität einer Körperschaft hängt hier sehr stark von einer möglichst präzisen Gruppenbildung ab. Diese Repräsentationsform nennt sich auch ‘mirror’, ‘descriptive’ oder ‘statistical representation’. John Adams beschrieb sie folgendermaßen: „[A] representative legislature should be an exact portrait, in miniature, of the people at large, as it should think, feel, reason and act like them.“ (Peek 1954 nach Pollak 2005: S.227) Nach dieser Sichtweise erlaubt nur die Sozialisierung in einer sozialen Gruppe, die Anliegen zu verstehen und zu repräsentieren. Die Quotenregelung wäre die praktische Konsequenz daraus. Pollak sieht diese Frage im theoretischen Bereich als prekär an, vor allem wenn es darum geht, ob bzw. dass Angehörige bestimmter struktureller Minderheiten eben diese Minderheit repräsentieren. „Verneint man diese Forderung, so führt dies leicht zur Akzeptanz der virtuellen Repräsentation²⁰, eine Form der Rechtfertigung für den Ausschluss von politischer Beteiligung, die sich in der Geschichte der politischen Ideen zu Recht nicht durchgesetzt hat.“ (Pollak 2005: S.228) So haben die meisten normativen Theoretiker die Idee der deskriptiven Repräsentation zurückgewiesen (vgl. dazu Griffiths/Wollheim 1960; Pitkin 1967; Pennock 1979; Grofman 1982).

²⁰ Nach der Idee der virtuellen Repräsentation folgt die Legitimität der Repräsentation nicht aus dem Einsetzungsakt, sondern aus der Interessenidentität von Repräsentanten und Repräsentierten. Demnach stellt die Repräsentation erst eine Einheit der Vertretenen her (vgl. Brunhöber 2010: S.56f).

Dieses Auswahlkriterium wird abgelehnt, weil die gemeinsame Identität alleine kein Ausweis für erfolgreiche Repräsentation im Sinne des „acting in the best interest“ (ebd.) ist. So können mit der Repräsentationsfunktion persönliche Vorteile zu einer Entfremdung von der Wählerschaft führen. Amts- und Politikzwänge, Erfordernisse zum Kompromiss, Informationsvorsprung usw. können zu einer Politik führen, die nicht mit den Interessen einer sozialen Gruppe kompatibel ist. Anne Phillips (1995) nannte den Ansatz, dass partikulare Gruppen in der Gesellschaft durch Gruppenangehörige repräsentiert werden: „politics of presence“ (Phillips 1995 nach Pollak 2005: S.228).

Die Identität als Kriterium für Repräsentation beruht auf der Annahme, dass eine gemeinsame Lebenswelt gemeinsame Notwendigkeiten und Interessen entstehen lässt.

b. Interesse als Kriterium

Das zweite Kriterium sind die gemeinsamen Interessen der RepräsentantInnen und der Repräsentierten. Gemeinsame Interessen zu haben kann bedeuten, gemeinsame Ziele zu verfolgen. Phillips zitiert die Forderung von Frauen nach einem Platz in den Generalständen 1789: „Just as a nobleman cannot represent a plebeian and the latter cannot represent a nobleman, so a man, no matter how honest he may be, cannot represent a woman. Between the representatives and the represented there must be an absolute identity of interests“ (Phillips 1997 nach Pollak 2005: S.228).

In der feministischen Theorie vor allem vertritt man diesen Ansatz: „[O]nly women are able to represent women“ (Voet 1998 nach Pollak 2005: S.228). Innerhalb der feministischen Theorie wurde dies aber auch viel kritisiert, beispielsweise von Judith Butler 1999. In komplexen Gesellschaften seien soziale Identitäten zunehmend fragil, umso wahrscheinlicher sei die Korrespondenz von sozialer Identität und Interesse, so Pollak.

c. Expertise als Kriterium

Die Expertise, das spezifische Wissen eines Menschen, kann ebenso ausschlaggebend für einen potentiellen Repräsentanten, eine potentielle Repräsentantin sein. Expertise ist somit das dritte Kriterium der Selektion. Als RepräsentantInnen können ExpertInnen in bestimmten Ausschüssen oder Gremien agieren und in Entscheidungsprozessen mitwirken. In bestimmten Politikfeldern sind ExpertInnen notwendig, da sie viel Wissen mitbringen. Dabei spielen ihre Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, ihre politische Gesinnung, ihre Religion keine Rolle. Die Expertise kann im Widerspruch zum Erfordernis der Identität stehen, wenn ein

Individuum aufgrund seines Fachwissens eine bessere Vorstellung von den Bedürfnissen einer Gruppe hat als die GruppenvertreterInnen selbst.

Edmund Burke und AutorInnen der *Federalist Papers* haben Versionen dieses Ansatzes entwickelt. „Es ist das herausragende inhaltliche Wissen, eine behauptete moralische Überlegenheit, Integrität etc., welche RepräsentantInnen legitimiert.“ (Pollak 2005: S.229) Diskreditiert wurde der Ansatz durch die Überschneidung der Expertise mit sozialen Klassenverhältnissen und Interessen. Das sogenannte bessere Wissen, welches sich bei den gebildeten Schichten findet, die materiell privilegiert sind, als Rechtfertigung der virtuellen Repräsentation.

Bis 1918 dauerte es, bis das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts etabliert war. Zuvor war die Angst, der Widerstand vor einer Masse ‚ignoranter‘ und ungebildeter WählerInnen, groß. Die Besitzlosigkeit der ärmeren Schicht wurde mit Desinteresse am Wohlergehen der Nation gleichgesetzt. Das spezifische Politikverständnis des 19. Jahrhunderts sah die RepräsentantInnen als rationale Wähler zwischen politischen Alternativen und politischen Führern. Ein gewisses Maß an Bildung war die Mindestvoraussetzung für RepräsentantInnen. Doch was sollte die große Anzahl an Analphabeten, die um ihr Überleben kämpften, zur rationalen Entscheidungsfindung beitragen?

„Mit dem Wandel des Repräsentationsverständnisses, von der Repräsentation der Nation zur Repräsentation von Interessen, war diese Argumentation nicht mehr haltbar, war doch der Ausschluss von der Selektion der Repräsentanten nicht Folge der Unbildung, sondern Folge der Armut. Wenn Demokratie auch Erziehung zur Selbstverantwortung ist, so Alexis Tocqueville und John Stuart Mill, dann gibt es keinen Grund, bestimmte Schichten der Bevölkerung von der Partizipation auszuschließen.“ (Pollak 2005: S.229)

4.3.5. Fazit

Die Entwicklung der Repräsentation erfolgte in mehreren Stufen, wie die Rekonstruktion ihrer Funktion bei der Herrschaftsstrukturierung zeigt. Von der Repräsentation durch den Herrscher basierend auf der Zustimmung der Herrschaftsunterworfenen (Aszendenztheorie), über die absorptive Repräsentation im Monarchen, basierend auf der Gnade Gottes (Deszendenztheorie) zur Repräsentation durch die legislative Versammlung auf der souveränen Willensentscheidung des Volkes basierend. So waren die Einheit des Reiches, die Interessen der Oberschicht, die Nation und das Gemeinwohl als Ausdruck jener Interessen,

die den Horizont des Privaten überschreiten, und Personen als Mitglieder eines politischen Gemeinwesens Objekte der Repräsentation. Pollak merkt an, dass aus dieser Entwicklung keine Notwendigkeit der Entwicklung von der Monarchie zur Demokratie herausgelesen werden kann, denn auch diese Entwicklung war nicht kontinuierlich verlaufen.

Entscheidende Prägungen des modernen Repräsentativsystems finden sich in Amerika, Frankreich und England. Kein Land glich dem anderen in seiner Entwicklung. So zeichnete sich Amerika durch das Zusammenspiel zwischen Delegierten und RepräsentantInnen aus, während England und Frankreich die Lehre vom freien Mandat durchsetzten. Dabei bildet England ein Sonderfall, da es auf einen Parlamentarismus verweisen kann:-

„Eine allgemeine Genese des Konzepts der Repräsentation zu verfassen, erscheint nur begrenzt möglich und sinnvoll. Allerdings können durch die (historische) Rekonstruktion Elemente und Akteure der Repräsentation erkannt werden. Ihre praktische Kristallisation im institutionellen Arrangement eines politischen Systems ist spezifischen historischen Umständen und Interessenslagen geschuldet.“ (Pollak 2005: S.230)

Repräsentation diene nach Pollak immer politischen Zwecken, denn auch wenn es um künstlerische Repräsentation gehe, steckten bestimmte Interessen dahinter. Theorien und Repräsentativsysteme seien ebenso immer interessengeleitet. ‚Zu wessen Vorteil‘ laute die Frage, die man an spezifische Repräsentativsysteme stellen müsse. Das solle auf das Potential von Repräsentation als Herrschaftsinstrument verweisen, aber auch auf den Charakter von Politik als „authoritative allocation of values“ (Easton 1953 nach Pollak 2005: S.230). So seien Repräsentativsysteme Ausdruck bestimmter Wertvorstellungen: „[W]elchen Personen oder Gruppen wird welches Ausmaß an Gestaltungsmöglichkeit des politischen Lebens eingeräumt?“ (ebd.) In der demokratischen Theorie sei die Antwort eindeutig, allen Personen komme im Sinne des egalitären Prinzips dieselbe Macht zu. Egalität im Sinne der repräsentativen Demokratie müsse als „equal consideration of interests“ verstanden werden. Dabei zeige die politische Praxis aber, dass diffuse Interessen schwierigere Zugangsbedingungen haben als organisierte spezifische Interessen (ebd.).

4.4. Repräsentationstheoretischer Zugang

Wie werden Menschen (re)präsentiert? Wie entstehen ihre Bilder? Nun möchte ich mich Menschenbildern aus einer repräsentationstheoretischen Dimension annähern. Wie Bilder von Menschen entstehen und wie sie auf uns wirken, darum soll es nun ein wenig gehen. Bilder

haben einen Effekt auf Subjektivierungsprozesse. Dabei geht es um das Aushandeln von Selbst- und Fremdpositionierungen. Die Bilder, die wir von Menschen haben, prägen unser Denken und unser Verständnis, sie stellen eine Bedeutung her und konstruieren Subjekte.

„Menschen bilden Menschenbilder, das heißt, sie konstruieren vereinfachte, mit Werten und Normen aufgeladene Vorstellungen über sich selbst und über andere Personen oder Personengruppen. Oft geschieht dies nicht bewusst, doch können Menschenbilder auch aktiv konstruiert werden, um bestimmte Ziele zu erreichen. Umgekehrt bilden (konstruieren) Menschenbilder Menschen: Sie weisen gesellschaftliche Bedeutungen und soziale Positionierungen zu, sie durchdringen das Denken und Fühlen von Menschen und beeinflussen deren Alltagspraktiken.“
(Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.55f)

4.4.1. Bilder

Bilder von Menschen werden produziert und sie existieren in den Köpfen. Sie prägen das Denken und in weiterer Folge das Handeln. Der Kreislauf der Bilder bildet den Ausgangspunkt. Als eine Art Werkzeug soll er dienen, um den Bildungsprozess der Menschenbilder, die wiederum von Menschenbildnern sind, zu verdeutlichen. Die Autorinnen Sybille Bauriedl, Anke Strüver und Claudia Wucherpennig möchten zeigen, „dass Menschenbilder in den unterschiedlichsten (geographischen) Bereichen betrachtungsrelevant sind“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.56f). Die Autorinnen beabsichtigen die Vielfältigkeit konkurrierender Subjektauffassungen aufzuzeigen. Dabei sollen das „Wesen“ und die Wirkungsweisen von Menschenbildern sollen herausgearbeitet werden. Es sind umkämpfte Bereiche, „in denen Macht Bedeutungen und Wissen schafft (Vor-Bilder). Unser Blick richtet sich dort auf Wissen-Macht-Komplexe und auf Menschenbilder als Teil von bedeutungs- und wirklichkeitserzeugenden Praktiken in Wissenschaft und Gesellschaft.“ (ebd.)

Der zirkuläre Prozess der Konstruktion und der Konstitution soll im Folgenden konkretisiert werden. Menschenbilder sind Teil einer diskursiven Praxis, in denen Deutungsmuster hervorgebracht werden, die den Menschen dazu verhelfen, eine Vorstellung, ein Bild zu entwerfen. Dabei stellen sie fest, dass Menschenbilder in stereotypisierter Weise bei der Auseinandersetzung um Bedeutungen hervortreten.

Anhand des Beispiels ‚Deutschland und Niederlande‘ sollen Effekte der Bedeutungen von Menschenbildern untersucht werden. Hier seien, trotz der ‚Binnenfreiheit‘ und der Öffnung

der Grenzen durch die Regelungen der Europäischen Union, kaum grenzüberschreitende Alltags-Interaktionen zu beobachten. Es gebe viele Erklärungsansätze, doch würden in diesem Diskurs oftmals die kognitiv-imaginativen Grenzen oder die sogenannten ‚Grenzen im Kopf‘ bei der Auseinandersetzung vernachlässigt. So nähern sich die Autorinnen an diese Thematik an, indem sie auf die bedeutungskonstruierenden Wirkungen von kulturellen Medien fokussieren.

„Dies geschieht vor dem Hintergrund der Annahme, dass die Inhalte derartiger Repräsentationen auf Vorurteilen und Stereotypisierungen basieren, diese eher reproduzieren, denn transformieren und somit grenzüberschreitendes Handeln erschweren.“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.58)

Sowohl im Forschungsbereich als auch in der Alltagspraxis lässt sich hier die Grenze erkennen. In anderen Worten werden ‚die Deutschen‘ und ‚die Niederländer‘ auf stereotypisierte Menschenbilder reduziert und diese Bilder werden immer wieder wechselseitig reproduziert. Dieses Forschungsprojekt konzentriert sich auf die konstruierten Menschenbilder in Alltagspraktiken beziehungsweise wie die Deutschen und die NiederländerInnen jeweils die Eigen- wie auch Fremdwahrnehmung konstruieren (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.59). Hier sind wir bei der Diskussion rund um Selbst- und Fremdwahrnehmung angekommen, zu der auch ein Werte- und Normenmuster gehört. Die Anwendung dieser Bilder im Alltag und in der Praxis ist für die Reproduktion der Eigen- und Fremdbilder verantwortlich.

Nun stellt sich die Frage, wie im Prozess der Subjektivierung das Bild oder die Bilder ‚der Holländerin‘ und ‚des Deutschen‘ auf die Menschen wirken bzw. wie die Fremdwahrnehmung zur Selbstwahrnehmung wird. Es wird hier auf den alltäglichen Konsum von Medien und weiteren Kulturprodukten verwiesen, die Bilder transportieren, wie beispielsweise die Werbung oder weitere Medien der Populärkultur. Interessant ist diesbezüglich die Beantwortung der sich aufwerfenden Frage, inwieweit diese Zuschreibungen in den Selbst- und Fremdwahrnehmungssystem angenommen werden und ob bzw. wie sie teils als bewusste oder unbewusste Abgrenzungsmomente fungieren.

Nach den Subjektivierungsprozessen befindet sich der Kreislauf in der Phase der Objektivierung, wo die Analyse der geschaffenen, konstruierten Bilder über die Anderen stattfindet.

„Diese Bilder zeichnen eher selten persönliche Erfahrungen nach. Vielmehr spielen sie mit den bekannten Stereotypen; durch die Reproduktion dieser vereinfachten und vereinfachenden Bilder wird zum einen die Wirkung der Grenze als Abgrenzung weniger transformiert denn manifestiert und zum anderen ein tatsächliches, möglichst vorurteilsfreies Erleben des Anderen sowie eine grenzüberschreitende Alltagspraxis erschwert.“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.60)

Auf diese Weise wird ein Zugehörigkeitsgefühl geschaffen und eine Abgrenzung vom ‚Anderen‘, der nicht auf der eigenen Seite steht. So dient die Betonung der Differenz als Kriterium der Zuordnung und als Regulator des Zugehörigkeitsgefühls. Die vorhergenannte ‚Grenze im Kopf‘ lässt sich in stereotypisierenden Fremd- und Selbstzuschreibungen finden, die hier am Beispiel der Bilder von ‚den Deutschen‘ und ‚den Holländern‘ gebracht werden. Hier scheint hervor, dass die in Bilder umgesetzten Klischees sehr verzerrte Konturen haben und dass diese in unserem Fall ein ambivalentes Verhältnis zweier Nachbarländer darstellen. Denn die gehäuften Ähnlichkeiten der Zuschreibungen führen dazu, dass ein Bedürfnis der Abgrenzung entsteht, welches die kognitiv-imaginative Grenze aufrechterhält. Dieses Unbehagen, das sich in den Zuschreibungen wiederfindet und bei Fußballspielen oder weiteren Ereignissen zu Tage tritt, macht es schwierig, grenzüberschreitend oder gemeinsam zu handeln.

Die Bilder von Menschen zeigen weniger Wahrheiten auf, aber sie stehen für Bedeutungen. Sie sagen mehr über die aus, die sie bilden, als über diejenigen, über die sie sprechen.

„Menschenbilder sind Vorstellungen beziehungsweise gedankliche Konstrukte, die mit Bedeutungen aufgeladen sind. In Anlehnung an repräsentationstheoretische Überlegungen, wie sie in den letzten Jahren im Umfeld der Cultural Studies formuliert worden sind (...), fassen wir Menschenbilder als Teil von Repräsentationssystemen und die Konstruktion von Menschenbildern als eine Form der Repräsentationspraxis.“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.71)

Die ‚Krise der Repräsentationen‘ weist auf die Erkenntnis, dass es keine objektiven und universalen Wahrheiten gibt und dass immer nur Ausschnitte wahrgenommen werden können, es handelt sich um eine ‚teilweise‘ Wahrnehmung.

4.4.2. Mechanismen der Bedeutungsproduktion

Als einen Prozess der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit beschreiben die Bauriedl, Strüver und Wucherpfennig Repräsentation. Hier werden durch Sprache und weitere

Zeichensysteme Bedeutungen produziert, die im weiteren Verlauf zu Texten werden. Sie fungiere als Repräsentationssysteme, die nicht nur alle Elemente, die etwas ausdrücken, nutzen, sondern auch Ideen, Konzepte, Gedanken oder Gefühle produzieren. Sie übermitteln nicht nur Bedeutungen, sondern konstruieren genau diese.

Was die Mechanismen der Bedeutungskonstruktionen angeht, so fußen viele Überlegungen auf dem Linguisten Ferdinand de Saussure, der Sprache als ein System von Zeichen verstand. Die Verbindung eines Signifikats, eines Bezeichneten, mit einem Signifikanten, des Bezeichnenden, ist für ihn ein Sprachzeichen. Dabei wohnt nicht dem Sprachzeichen der Zusammenhang inne, denn das Zeichen ist bis auf den Gebrauch gesellschaftlicher Konventionen willkürlich. Dieser Ansatz widerlegt die Annahme, dass die Bedeutung dem Bezeichneten zugrunde liegt. Vielmehr konstituiert sich die Realität erst durch die Sprache und nicht umgekehrt. Die Sprache ist also kein Abbild der Realität (vgl. Culler 1976 nach Wuchterpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.72f).

„Bedeutungsproduktionen bestehen aus zwei zusammenwirkenden Prozessen: zum einen aus der Verbindung von Objekten, Personen, Ereignissen oder Praktiken (Signifikaten) mit „Ideen im Kopf“ sowie mit Bezeichnungsformen (Signifikanten); zum anderen aus der Kommunikation, aus dem (im weitesten Sinne) sprachlichen Austausch von Bedeutungen und Konzepten.“ (Wuchterpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.73)

Das Sprachzeichen (Signifikat und Signifikant) und die ‚Ideen im Kopf‘ werden nicht individuell bestimmt und auch nicht strukturell, vielmehr geht es um ein arbiträres Verhältnis. Damit wollen die Autorinnen ihre Ablehnung eines Verständnisses von einem originären Verhältnis zwischen Zeichen und Bedeutung zum Ausdruck bringen und die Annahme kritisieren, dass es freie, bedeutungslose, unbesetzte Zeichen gäbe.

„Because it is arbitrary, the sign is totally subject to history and the combination at the particular moment of a given signifier and signified is a contingent result of the historical process.“ (Culler 1976: S.36 nach Wuchterpfennig/Strüver/Bauriedl 2003)

Texte, Sprache, Bilder, Gesten und so weiter werden erst im Prozess der Kommunikation konstruiert und stellen nicht die Vertonung oder Abbildung bereits vorhandener Bedeutungen dar. Auch der Leser, Empfänger und somit Interpret ist ein Teil des Prozesses der Bedeutung (vgl. ebd.).

4.5. Zusammenfassung: Dimensionen der Repräsentation

Zum Schluss dieses Kapitels möchte ich die wichtigsten Aspekte der Repräsentation festhalten. Repräsentation basiert immer auf Abwesenheit und strebt das Gegenwärtigmachen an. Repräsentieren kann vertreten, (sich) vorstellen, darstellen, verkörpern oder ersetzen bedeuten. Im politischen Sinne bedeutete Repräsentation die Vertretung einer Interessensgruppe durch eine andere. Der Begriff der ‚politischen Verdrossenheit‘ ist hierbei ein Ausdruck der Krise der Repräsentation. Denn wenn etablierte Verhältnisse der Macht dazu führen, dass die Repräsentation sich verselbständigt, kommt es zu Erstarrungen. Begriffsgeschichtlich lässt sich Repräsentation im religiösen Kontext verorten. Die Puppe aus Holz oder Wachs repräsentierte den König bei seiner Bestattungszeremonie und gab somit den Moment der Übertragung der politischen Funktionen an den Nachfolger wieder.

Aus repräsentationstheoretischer Sicht werden Bilder von Menschen aktiv konstruiert. Diese Bilder haben einerseits einen Effekt auf Subjektivierungsprozesse und andererseits spielen sie eine wichtige Rolle beim Aushandeln von Selbst- und Fremdpositionierungen. Sie sind mit Werten und Normen aufgeladen und fungieren als diskursive Praxen. In dieser Praxis der Zuweisungen von gesellschaftlichen Bedeutungen werden vereinfachte, stereotypisierende Bilder reproduziert, die zu Abgrenzungen führen. Dadurch, dass die Differenz betont wird, entstehen verzerrte Konturen und letztendlich ein ambivalentes Verhältnis. Bilder zeigen weniger Wahrheiten auf, sondern stehen für Bedeutungen. Sie sind Konstrukte, die mit Bedeutungen aufgeladen sind. In diesem Zusammenhang beschreibt die Krise der Repräsentation die Annahme, dass es keine objektive Wahrheit gibt. Repräsentation wird somit als der Prozess der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit verstanden. Dabei produziert Sprache Bedeutungen. Die Krise der Repräsentation sagt außerdem aus, dass nicht alle repräsentiert werden, und zeigt dadurch ein demokratietheoretisches Problem auf. Das ist ein Missstand, der aufgedeckt und verändert werden müsste.

Anknüpfend an dieses Kapitel werde ich Aspekte der Wissensproduktion beleuchten. Hierbei geht es vorrangig um den Aspekt der Machtsicherung und der Machtergreifung durch Wissen(schaft).

5. Wissensproduktion

Im folgenden Kapitel werde ich auf die Wissensproduktion unter dem Aspekt der Ideologie eingehen. Inwiefern stehen Wissen und Macht miteinander in Verbindung und wie können die vorher beschriebenen Bilder in die Wissenschaft eindringen?

5.1. Wissen als Handlungsvermögen

Wissen ist heute mehr denn je in allen Bereichen unserer Gesellschaft Grundlage und Richtschnur menschlichen Handelns. Diese wachsende Bedeutung des Wissens macht die heutige moderne Gesellschaft zur Wissensgesellschaft, denn es besteht nicht nur ein wachsender Bedarf an Wissen, sondern auch an Expertise. Nico Stehr und Reiner Grundmann (2010) sehen dafür zwei mögliche Ursachen. Einerseits die stärker empfundene Unsicherheit und die erhöhten Risiken. Die Regierbarkeit moderner Gesellschaften könnte komplizierter werden, weswegen die Nachfrage nach neuen Spezialkenntnissen zur Notwendigkeit wird. Andererseits könnte die wachsende Nachfrage auf das gestiegene Angebot wissenschaftlicher Erkenntnisse zurückzuführen sein (vgl. Stehr/Grundmann 2010: o.S.).

Stehr und Grundmann definieren Wissen als Fähigkeit zum sozialen Handeln, als die Möglichkeit, etwas in Gang zu setzen. Sie verstehen Wissen außerdem als ein Modell für die Wirklichkeit.

„Neue Erkenntnisse erweitern unsere Handlungsmöglichkeiten, und damit ist unvermeidbar, dass Erkenntnisse politische Eigenschaften haben. Erkenntnisse schaffen Informationsasymmetrien. Dadurch sind die Handlungsmöglichkeiten in der Gesellschaft ungleich verteilt.“ (Stehr/Grundmann 2010: o.S.)

In diesem Zusammenhang wird Wissen als Voraussetzung und Produkt menschlicher Betätigung verstanden. Es ist Ergebnis menschlicher Betätigung und kann zu sozialem Handeln führen. Dabei ist die Realisierung des Wissens eine Frage der Gestaltungsmöglichkeit der Akteure. Diese Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten sind asymmetrisch aufgeteilt. Diejenigen, die über Wissen verfügen, haben einen größeren Handlungsspielraum, während diejenigen, die über weniger bis gar kein Wissen verfügen, weniger bis gar keine Handlungsmöglichkeiten haben. Damit Erkenntnisse in Handeln umgesetzt werden können, werden Gestaltungschancen, die entscheiden, was gesellschaftlich möglich ist, benötigt. Historisch und soziologisch von großer Relevanz sind Konstellationen, in denen Macht und Wissen eine Symbiose eingehen. Zum Verständnis von autoritativem Wissen, das in dominanten Diskursen institutionalisiert wurde, haben die Studien von

Foucault Wesentliches geleistet. „Dominante Diskurse bestehen vor allem aus sozialen Praktiken, die auf legitimiertem Wissen gründen“ (Stehr/Grundmann 2010: o.S.).

Demnach hat Wissen einerseits mit Fakten, Gesetzen und Regeln zu tun und andererseits mit der praktischen Anwendung. Deshalb geht es um Partizipation: Regeln zu kennen, sie sich anzueignen, sie in den eigenen Orientierungs- und Kompetenzbereich einzubeziehen. Die Mehrzahl der sozialen Handlungen ist nicht eine Produktion, sondern eine Reproduktion, insbesondere des Wissens selbst. Dass die Reproduktion überwiegt, lässt sich darauf zurückführen, dass wissenschaftliches Wissen als eine Form universalen Wissens behandelt wird (ebd.).

5.2. Wissenschaftskritik

Der Kulturwissenschaftler und Wissenschaftskritiker Hartmut Heuermann schreibt im Klappentext seines Werkes *Wissenschaftskritik- Konzepte, Positionen, Probleme* aus dem Jahr 2000 von der galoppierenden Verwissenschaftlichung unserer Welt. Doch werde mit jedem Tag auch die ‚Janusköpfigkeit‘ des Wissenschaftsunternehmens problematischer. Denn während des immensen Wachstums des wissenschaftlich gestifteten Wissens kann die kulturelle Weisheit mit der ‚Wissensexplosion‘ nicht mehr umgehen. Dabei stellt sich immer dringlicher die Frage nach der Lenkbar- und Verantwortlichkeit der Wissenschaft. In seinem Werk erschließt Heuermann Wissenschaftskritik über Schlüsselkonzepte, Positionen und Problempositionen (vgl. Heuermann 2000).

In diesem Teil der Arbeit werde ich mich auf die Wissenschaftskritik als Ideologiekritik beschränken, um den Machtaspekt der Wissenschaft als Institution herausarbeiten zu können. Dabei geht es darum, die Wissenschaft und die Produktion von Wissen als Machtverhältnisse zu verstehen.

5.2.1. Wissen und Macht

Die Wahrheit solle gesagt werden sowie auch die Wahrheit der Machtkonstellationen (Heuermann 2000: S.76). Die Aufdeckung dieser Wahrheit zeigt, dass nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Wissenschaft als Institution dieser für Machtgier anfällig ist. So gelte der Grundsatz, dass überall, wo die Wissenschaft neue Erkenntnisse gewinnt, sie potentiell auch neue Machtverhältnisse schafft. Gefeit sei sie nicht vor „Versuchungen, die intellektuelle Lauterkeit (zu) untergraben und humane Ansprüche Lügen strafen (zu) können“ (Heuermann 2000: S.77). Es werden Spiele mit der Macht getrieben und somit werden WissenschaftlerInnen ideologiefähig.

„Das Insistieren auf Präzision schützt vor einer unzulässigen Ineinsetzung von wissenschaftlichem und ideologischem Denken und vermeidet die vergrößernde Sichtweise, Wissenschaft sei per se ideologisch, also konzeptuell gar nicht oder nur sehr schwer von Ideologie zu trennen.“ (ebd.)

Ideologiefälligkeit stelle eine Schwäche der Wissenschaft dar, so Heuermann und sie werde ideologiefällig, wenn sie sich für die Abwehr des ideologischen Denkens zu schwach wäre. Diese ideologische Infizierung geschehe nicht nur die Aufnahme bestimmter Weltanschauungen und Ideen, sondern durch Ideologien, die wiederum den Menschen, den Ideologen voraussetzen (vgl. Heuermann 2000: S.77).

Der Begriff Ideologie als Phänomen des ‚falschen Bewusstseins‘ lässt sich bei Karl Marx finden. Der Mensch sei imstande, die Ideenhaftigkeit des Denkens, das heißt den intentionalen Gedanken außerhalb der unmittelbar realitätsstiftenden Bedeutung, wahrzunehmen und damit Sein von Bewusstsein zu unterscheiden. So sei der Mensch auch fähig, Ideen, die ihm falsch, unwahrhaftig, realitätsunangemessen erscheinen, zu beurteilen. Weil er eine intendierte Täuschung, eine eingelagerte Unwahrhaftigkeit, eine (un)bewusste Verhüllung eines Tatbestandes, dessen wahre Erkenntnis nicht im Interesse des Ideenstifters liegt, wahrnehmen kann, spüre der Mensch eine andere Bedeutung der Inhalte, als die, die sie vorgeben, zu bedeuten (ebd.).

„Die manifeste Botschaft und das latente Motiv zur Verbreitung der Botschaft stimmen nicht überein. Eine das falsche Bewußtsein begründende Duplizität schleicht sich ein; eine Art Doppelmoral kommt ins Spiel. Der Gedankenträger deklariert eine bestimmte Weltsicht für wahr oder richtig oder notwendig, deren Wahrheit (usw.) nicht vom offenen Bemühen um die Sache, sondern vom kaschierten Wissen um den eigenen Vorteil in der Sache eingeleitet ist. Ist dieser eigene Vorteil bewußt, läuft die Deklaration in der Behauptung reiner Wahrheit auf Lüge hinaus. Ist er nicht bewußt oder nur halbbewußt, haben wir es eher mit Verschleierung zu tun. Jedenfalls beginnt mit solcher Deformation die Ideologie.“ (Heuermann 2000: S.78 f)

Heuermann weist darauf hin, dass die Definitionen und Verwendungsweisen des Begriffs vielfältig sind, doch zielen die meisten auf die Erkenntnis einer Differenz von Wahrheit und Unwahrheit ab und somit auf die Notwendigkeit einer Freilegung des unwahren Kerns. Doch seien die motivierenden Kräfte der Ideen, die unerklärten Absichten, deren Träger die Ideen sind, das Ziel der Selbsterhöhung, der Macht- und Prestigegewinn. Ideologie sei deswegen ein

konkreter Komplex von Gedanken, der duplizitär gelagert und dessen Duplizität durch Ideologiekritik entlarvbar ist. Karl Jaspers schreibt:

„Ideologie heißt ein Gedanken- oder Vorstellungskomplex, der sich dem Deutenden zur Deutung der Welt und seiner Situation in ihr als absolute Wahrheit darstellt, jedoch so, daß er damit eine Selbsttäuschung vollzieht zur Rechtfertigung, zur Verschleierung, zum Ausweichen, in irgendeinem Sinne zu seinem gegenwärtigen Vorteil.“ (Jaspers 1949 nach Heuermann 2000: S.79)

Die Absicht und das Ziel der Vorteilsbeschaffung, die den Gedanken- oder Vorstellungskomplex dadurch ‚deformieren‘, bilden also das Motiv hinter der Ideologie- der Eigennutz als Motivator der Gedanken (vgl. Heuermann 2000: S.79f).

Folglich wird ideologisches Denken und Handeln jenen Menschen und Institutionen zugeschrieben, deren Ideen darauf abzielen, die Welt nach ihrem Bild und zu ihrem Vorteil zu formen, während sie diese Intention kaschieren²¹. Dadurch, dass sich die Welt aber nicht uniformieren lässt, wird dies auf Kosten bzw. gegen den Willen anderer Individuen, Gruppen oder ganzer Völker getan. Das Konfliktpotential von Ideologien ist damit unvermeidbar, denn die Durchsetzung muss mit dem Widerstand ‚Anderer‘ rechnen, die das transportierte Weltbild ablehnen, weil sie fürchten, dass der Vorteil ‚Anderer‘ ihr eigener Nachteil ist. Während die einen versuchen, ihr Weltbild zu legitimieren, versuchen die ‚Anderen‘, es zu diskreditieren. Typische, historisch immer wiederkehrende Strategien werden im Legitimationsprozess eingesetzt. Sie dienen der Sicherung von Dogmen und Positionen, beispielsweise der Legitimierung der herrschenden Klasse durch Propagierung ihrer Überlegenheit oder ihres Auserwähltseins, durch Universalisierung von Überzeugungen, durch Verunglimpfung konkurrierender Überzeugungen oder deren Vertreter und durch Umdeutung gesellschaftlicher Realitäten in ideologiekonformer Weise. Kritiker und Opponenten kritisieren die Egoismen, analysieren Denkfehler, enthüllen Widersprüche, stellen Willkürakte fest, prangern Intoleranz an, decken Täuschungen auf, starten den Versuch, das Falsche am falschen Bewusstsein sichtbar zu machen, um dadurch diese Strategien zu erschüttern (vgl. Heuermann 2000: S.80).

„Ideologen und Ideologiekritiker begegnen sich in der politischen Arena (...) und streiten um die Macht. Ihr Interessenkonflikt ist essentiell ein Machtkonflikt; ihre

²¹ Wichtig anzumerken ist hier, dass es eine Machtfrage ist, wem Ideologie zugeschrieben wird und wem nicht. Dies wird von bestehenden Machtverhältnissen bestimmt.

Auseinandersetzung zielt auf Ausübung bzw. Herausforderung von Herrschaft – die von Ideen ebenso wie von Personen, von Einrichtungen ebenso wie von Regierungen. (...) Macht im Verein mit Vernunft ergibt legitime Macht als erworbene oder delegierte Autorität. (...) Aber Macht ohne Legitimierung mündet in ideologieanfällige Macht als affektgeleitetes Streben nach Herrschaft.“ (ebd.)

So ortet Heuermann auf der primären Ebene der Ideologie den Faktor der Macht und beschreibt ihn als die eigentliche Triebfeder des Denkens und Verhaltens in ideologischen Auseinandersetzungen. Auf der sekundären Ebene seien es Sicherung von Einfluss, Ruhm, Prestige, Überlegenheit und auf der tertiären die Stiftung von Wert- und Moralkodizes, Ordnungs- und Rechtssystemen etc. (vgl. Heuermann 2000: S.80f).

Zur Macht, der primäre Faktor für ideologisches Handeln, schreibt Heuermann: „Macht kann sich ihren Weg bis in alle Bereiche des Denkens, der Sprache, der Kunst, der Erziehung, der Moral, des Rechts, des Wissens, der Politik bahnen.“ (Heuermann 2000: S.81) So durchdringt Macht, gesteuert durch Ideologie, alle Bereiche des Lebens. Um von Ideologie zu sprechen, genügt es nicht, bestimmte Ansichten als falsch zu empfinden, diese Falschheit muss als Funktion einer sozialen oder politischen Lagerung nachweisbar sein. So stehen Deutungen der Wirklichkeit nur dann unter Ideologieverdacht, wenn sie der Durchsetzung von Interessen dienen, die von Außenstehenden als inadäquat und ungerechtfertigt betrachtet werden und somit dem begründeten Verdacht unzulässiger Machtansprüche ausgesetzt sind (vgl. Heuermann 2000: S.82).

Nach marxistischer Lesart besteht das Denken der Bourgeoisie darin, (auch vor sich selbst) zu verschleiern, dass die herrschenden Gedanken die Gedanken der Herrschenden sind und dass sie ökonomischen Interessen dienen. So erkennt die Bourgeoisie nicht, dass die Grundlage ihrer Herrschaft nicht Ideen aus dem reinen Denken sind, sondern viel mehr von der materiellen Verteilung der Macht gebildet wird. Somit ist nach Heuermann ihr Bewusstsein falsch. Klaus und Buhr (1972) sehen die Ideologie als Prozess an, der zwar mit Bewusstsein vollzogen wird, jedoch mit einem falschen. So bleiben die eigentlichen Triebkräfte, die ihn bewegen, ihm unbekannt. Er imaginiere sich falsche, respektive, scheinbare Triebkräfte. Und da es sich um einen Denkprozess handelt, leitet er seinen Inhalt entweder von seinem eigenen Denken oder dem seiner Vorgänger ab.

„Er arbeitet mit bloßem Gedankenmaterial, das er unbesehen als durchs Denken erzeugt hinnimmt und sonst nicht weiter auf einen entferneren, vom Denken

unabhängigen Ursprung untersucht, und zwar ist ihm dies selbstverständlich, da ihm alles Handeln, weil durch Denken ‚vermittelt‘, auch in letzter Instanz im Denken ‚begründet‘ erscheint.“ (Klaus/Buhr 1972 nach Heuermann 2000: S.83)

Die bürgerliche Gesellschaft konstituiert nach Marx erst eine falsch organisierte Praxis, welche zu einem falschen Bewusstsein führt und damit zu falschen Fixierungen in Politik, Kultur und Wissenschaft. Erst die Ausformulierung dieser Position zu einem weltanschaulichen System mit universalem Wahrheitsanspruch macht den Marxismus ideologisch (vgl. ebd.).

Heuermann folgert daraus, dass eine Begriffsbestimmung der Ideologie nicht als phänomenale, inhaltliche Bestimmung vorgenommen werden kann, sondern nur als Funktionalisierung von Weltdeutungs- und Gedankensystemen, „denen verschleiertes Machtstreben und fragwürdige Interessen nachgewiesen werden. Ideologisch sind Bewußtseinsinhalte und deren Ausdrucksformen nicht *per se*, sondern als Ergebnis einer politischen oder weltanschaulichen Ortbestimmung durch Ideologiekritik.“ (ebd.) In jedes Weltbild könne sich Ideologie einschleichen, vorausgesetzt es gibt sich für Machtauseinandersetzungen her. Rassismus, Klerikalismus, Kapitalismus, Faschismus, Patriarchat, Szientismus und alle weiteren bekannten -ismen sind als Ideologien bekannt, nicht weil sie definierte Weltbilder transportieren, sondern weil sie über diese Bilder Herrschaftsansprüche durchzusetzen versuchen (ebd.).

„Konkret: Läßt sich die Wissenschaft, was ihr Interesse an Bereitstellung von notwendigem Orientierungswissen (im Sinne des Erwerbs intellektueller und kultureller Kompetenz) angeht, als wesentlich unideologisch auffassen, so wird die Schwelle zur Ideologie dort überschritten, wo das Orientierungs- und Herrschaftswissen (im Sinne von Verfügungsmacht über Mensch und Natur) umschlägt und der Szientismus sein Haupt erhebt.“ (Heuermann 2000: S.83)

Der arrogante Wille, alle Dinge des Lebens, wissenschaftlich, gesellschaftlich und natürlich zu erklären, um sie nach Maßgabe der Erklärungen regulieren zu können, äußere sich dadurch. Szientismus ist, nach Heuermann, die an universaler intellektueller Machtergreifung interessierte und um omniszientes Weltverständnis bemühte Wissenschaft. In diesem Zusammenhang definiert der Ideologiebegriff keinen Bewusstseinsinhalt oder -gegenstand, sondern umschreibt eine Relation.

„Ideologie ist sozusagen das Licht, das aus einem bestimmten Blickwinkel, mit bestimmter Farbgebung auf den Gegenstand geworfen wird und dessen Erscheinungsbild verändert, als selbstsüchtig und machtbesessen entlarvt. Ideologie (...) ist beanspruchte Macht hinter der Larve behaupteter Wahrheit.“ (Heuermann 2000: S.84)

Der Ideologieverdacht flackert für Wissenschaftskritiker erstmals im 17. Jahrhundert auf, als die modernen Experimentalwissenschaftler beginnen, metaphysische Deutungen der Natur durch empirische Erklärungen zu ersetzen und diese mit Motiven der Naturbeherrschung zu assoziieren. Der kritische Blick könne nach Heuermann, das Einschleichen der Ideologie in die Wissenschaft wie langsam wirkendes Gift erkennen, was die Lauterkeit ihrer gedanklichen Quellen verderbe. So führte die Wissenschaft nicht zu reiner Wahrheit, selbstloser Erkenntnis und zur Verwirklichung des Ideals humanen Fortschritts, sondern machte die Problematik ideologischer Anfälligkeit wissenschaftlichen Denkens zunehmend sichtbar. So sei es das perfide Anzeichen ideologischen Denkens, gute Absichten in den Vordergrund zu stellen, ohne den Denker die

„schlimmen Konsequenzen seiner Inszenierung bedenken zu lassen. Aber was mit Begründung von Theorie und Methodologie der Experimentalwissenschaften seinen Anfang nahm, ist der gefährliche, weil folgenreiche Prozeß der Selbsttäuschung in den Köpfen. Es ist die fatale Verquickung von wissenschaftlichen Beweggründen und weltlichen Interessen, welche, durch die Optik der Ideologiekritik betrachtet, Machtgelüste erkennen lassen.“ (Heuermann 2000: S.84)

Mit Erkenntnisfortschritt wird der Wille legitimiert, die Welt nach dem Bild der Wissenschaft zu formen und die diesem Wissen implizite Unterwerfungstendenz von Mensch und Natur. Ziel ist, anders als vorgegeben, nicht die verlässliche Welterkenntnis, sondern der Wunsch nach Weltummodellierung und Naturbeherrschung nach eigenen Vorstellungen. Heuermann beschreibt die Prämisse folgendermaßen: Je sinnfreier der Zugriff auf die Natur, desto unvoreingenommener ihre Erklärung. Je rigoroser die Konzentration auf die Erforschung ihrer Gesetze, desto triumphaler die Demonstration der Erfolge der Forschenden (vgl. Heuermann 2000: S.85).

Francis Bacons (1562-1626) Diktum: „Wissen ist Macht“ ist bis heute sehr populär. Bacon soll als erster die Gleichung von wissenschaftlicher Erkenntnis und Macht aufgestellt haben. Er brachte die Ziele der Wissenschaft mit Kontrolle und Beherrschung der Natur in

Verbindung. Macht habe nach Heurmann bei Bacon zwei Implikationen, einerseits eine positive, intellektuell und ethisch vertretbare und andererseits eine negative, ideologisch kritisierbare. Wissen, das Macht verleiht, ist für Bacon emanzipiertes, von Irrtümern, Vorurteilen und Aberglauben geläutertes Wissen. Es ist die Macht eines klaren Verstandes, der sich vorurteilsfrei und voraussetzungslos auf ein Problem konzentriert und seine Fähigkeit des induktiven Denkens einsetzt. Macht ist somit eine zu erwerbende intellektuelle Fähigkeit, die eine Tugend darstellt und in diesem Sinne nicht als politischer Machthunger, sondern als eine geistige Disziplin zu verstehen ist. „Die richtige Ausübung von Macht als disziplinierte Anwendung von Wissen ist eine konstruktive, edle, humane Betätigung.“ (Heurmann 2000: S.85) Doch ist Macht auch Macht im Sinne von Herrschaft. Dass das intellektuelle Streben nach Macht nicht einfach das Gieren nach Vorherrschaft ist, lässt sich aus Bacons Unterscheidung zwischen drei Arten der Machtausübung erkennen. Die erste Art der Machtausübung ist jenen zuzuschreiben, die die Macht in ihrem Heimatland ausweiten wollen. Die zweite Art lässt sich jenen zuschreiben, die danach streben, die Macht und Herrschaft in ihrem Land unter den Menschen auszuweiten. Doch strebe ein Mann danach, Macht und Herrschaft der menschlichen Rasse über das Universum zu erlangen und auszudehnen, so sei dies eine edlere Sache. Bacon fügt hinzu, dass die Herrschaft des Menschen über die Dinge von den freien Künsten und den Naturwissenschaften abhängen. „Von denjenigen Menschen, die mit Macht umgehen, erscheint der Wissenschaftler folglich als der edelmütigste, der am höchsten qualifizierte und am besten legitimierte.“ (Heurmann 2000: S.86) So sei nach Bacon eine geistige Macht frei vom Verderbten, das der politischen Macht anhaftet. Doch erkennt Bacon nicht, dass seine Verkündung „der Herrschaft der Menschen über die Dinge“ ein wucherndes Wachstum zur wissenschaftlichen Vereinnahmung der Welt und Ausbeutung der Natur zur Folge hatte (vgl. ebd.).

Auch wenn Bacon Habgier und Despotie als politischen Missbrauch von Macht verabscheute, so steckt in der engen Beziehung von Wissen und Macht ein imperialer Gestus, der die Wissenschaft politisch infiltrieren sollte, so Heurmann. Ideologien seien wie ein Virus, der sich im Glaubens- oder Deutungssystem einnistet und vom Bewusstsein fortschreitend Besitz ergreift. Infolgedessen verläuft die ‚Infektion‘ entlang eines Weges der (Selbst)-Täuschung, bis sie den Zustand der Verblendung erreicht. Hier wird die Optik auf das Wirkliche und Menschliche durch Wahnhaftigkeit der Ideen, durch Extremismus, Fanatismus und

Despotismus ihrer Träger verdunkelt. John Acton of Aldenham deklarierte: „Macht korrumpiert, und absolute Macht korrumpiert absolut²².“ (zit. nach Heuermann 2000: S.87)

Jürgen Habermas (1970) hat den Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Interesse dargelegt, den objektivistischen Schein einer Theorie entlarvt und somit gezeigt, dass eine vermeintlich ‚reine‘ Wissenschaft nicht losgelöst von den Interessenlagen der primären Lebenswelt definiert werden kann. Doch hält Heuermann fest, dass Habermas es versäumt habe, den Konnex von Erkenntnis und Interesse so zu konkretisieren, dass er den besonderen Konnex von Erkenntnis und Macht erschließt. Heuermann sieht den deutschen Nationalsozialismus als diejenige Weltanschauung, die den Korruptionsverdacht bestätigt und zu weiten Teilen die Wissenschaft unterwanderte. Erschreckend sei das Beispiel in der Verflechtung von erkenntnisleitendem Interesse und triebgeleiteter Macht, weil sich die wissenschaftlichen Systeme als labil und korrumpierbar erwiesen hätten. Die totalitäre Umpolung der Wissenschaft in eine pseudowissenschaftliche Weltsicht modelte die Disziplinen nach dem Bild des NS-Staates um. So wurde der Nationalsozialismus von der Wissenschaft gestützt. Sie lieferte die wissenschaftliche, theoretische Absicherung für alles Handeln. Das erinnert an die Annahme, dass Wissen die Fähigkeit zu handeln sei. Hier wird dieses Wissen als Absicherung und Stütze für gesellschaftliches Handeln gedeutet. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten auch innerhalb des Systems der deutschen Wissenschaft zeigt, dass nicht nur hermeneutisch oder angewandt operierende Disziplinen ideologisch infiziert wurden, sondern auch Naturwissenschaften und die Mathematik (vgl. Heuermann 2000: S.88). Nach dem zweiten Weltkrieg und heute könne die Situation folgendermaßen beschrieben werden:

„Die Wissenschaft wurde von ihrem [bisher] schlimmsten Ideologen befreit, aber sie wurde nicht frei von Ideologie. (...) Die meisten namhaften Kritiker (...) sind als Ideologiekritiker ‚mutatis mutandi‘ auch Wissenschaftskritiker, und keiner von ihnen sieht die Wissenschaft frei vom Dünkel der Macht. Ihr gesamter Funktions- und Konstitutionszusammenhang bleibt anfällig für die Bildung von Denkweisen und Strukturen, die allein über die wissenschaftsimmanenten Fähigkeiten zur Kontrolle und Prognose reale wie potentielle Macht ausüben.“ (Heuermann 2000: S.89)

²² Im Original: „Power tends to corrupt and absolute power corrupts absolutely.“

Wissen berge die Gefahr, vom ideologischen Herrschaftswissen vereinnahmt zu werden. Dabei steht das dem abendländischen Wissenschaftsdenken implizite Streben nach Dominanz ständig vor der Versuchung, selbstsüchtig zu werden.

5.2.2. Foucaults „Analytik der Macht“

Nach Michel Foucaults *Analytik der Macht* erscheint eine solche Kongruenz unvermeidbar, da sie dem Geist der Wissenschaft von vorneherein immanent sei. Dabei begreift Foucault die Wissenschaft weitreichend als eine Tätigkeit, die der gesellschaftlichen Praxis der sozialen Machtgewinnung dient und ihr zuzurechnen ist. Gleichwohl, ob politische, ökonomische oder andere Ziele damit verfolgt werden (vgl. Heuermann 2000: S.90).

Nach Heuermann gebe es kein humanes Orientierungs- oder Bildungswissen außerhalb vom sozialen Herrschaftswissen, da wissenschaftliches Wissen per se eine Form der Beherrschung ‚Anderer‘ sei. Aus diesem Grund erscheine es Foucault falsch, von der Wissenschaft als „Mittel“ sozialer Herrschaft zu sprechen, denn sie sei eine „Form der Beherrschung“. Weiters meint der französische Philosoph, dass theoretische Erkenntnisse und wissenschaftliche Operationen nicht nur zum Zweck der Herrschaftssicherung von bestimmten Gruppen für bestimmte Zeiten monopolisiert werden, sondern Macht als „allgemeine Matrix aller strategisch entworfenen und sozial umkämpften Kräfteverhältnisse in einer Gesellschaft“ fungiert (Heuermann 2000: S.90). Demzufolge existiert die wissenschaftliche Tätigkeit in einem Feld strategischer Auseinandersetzungen, so dass sie selbst eine Reflexionsform strategischen Handelns darstellt. Dementsprechend wird sie auf ein kognitives Bezugssystem zurückgeführt, welches in gesellschaftlichen Elementarsituationen der Machtausübung verankert ist. Erhebungen, Nachforschungen, Prüfungen und Rituale fungierten hier als typische Prozeduren, die trotz formaler Ungleichheit intentional gleich seien und der Herstellung und Sicherung von Macht dienten. Dabei gehe es darum, den sozialen Gegner unter Kontrolle zu halten. Auf dieser Wiese wird die gesellschaftliche Wirklichkeit als das strategische Operationsfeld konstruiert und erscheint in den Wissenschaften in methodisch objektivierter Weise (vgl. Heuermann 2000: S.90f).

Heuermann merkt an, dass Foucault sich nicht mit der latenten Beziehung zwischen wissenschaftlicher Forschung und Naturbeherrschung beschäftigt, sondern sich dem Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Erfahrung und strategischem Handeln in der Gesellschaft widmet. Dabei existiere hier kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Repressionsinstrument der Inquisition und den aktuellen Regulationsmechanismen der akademischen Disziplinen:

„Diese Wissenschaften, an denen sich unsere „Menschlichkeit“ seit über einem Jahrhundert begeistert, haben ihren Mutterboden und ihre Muster in der kleinlichen und boshaften Gründlichkeit der Disziplinen und ihren Nachforschungen. Diese spielen vielleicht für die Psychologie, die Psychiatrie, die Pädagogik, die Kriminologie und so viele andere seltsame Kenntnisse eben die Rolle, die einst die so schreckliche Macht der Inquisition für das ruhige Wissen von den Tieren, den Pflanzen, der Erde gespielt hat. Andere Macht, anderes Wissen.“ (Foucault 1977 nach Heuermann 2000: S.91)

Alle Formen des Wissens äußern sich in bestimmten Formen der Ausübung und unterwerfen sie einer Gesamtstrategie sozialen Handelns. Institutionen, die sich zur Ausübung der Macht eignen, wie Schulen, Hochschulen, Forschungsanstalten und Fabriken, bedienen sich dieser eher zufällig (vgl. ebd.).

Dies wird durch die Sprache möglich, denn Sprache regelt Diskursformen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Wissenschaft. Sie stellt für Foucault ein elementares Machtinstrument dar, da sie die fundamentale Ausübungsform des Wissens ist. Dabei sei der Kampf um Macht entscheidend und essentiell, während die Techniken der Machtausübung nebensächlich und akzidentiell seien. Doch instrumentalisiere Sprache beide. Ein davon unberührtes, reines Wissen existiere nicht, so Heuermann.

„Wissen und Wissenschaft sind unauflösbar verstrickt in ein Gefüge sozialer Macht, das erkenntnistheoretisch von der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht mehr separiert und moralisch in seiner Fragwürdigkeit nicht mehr kritisiert werden kann.“ (Heuermann 2000: S.91)

So ist eine emanzipatorische Rolle des Wissens nicht mehr vorstellbar. Foucault situiere die Wissenschaft an einem Ort, an dem sie der Verstrickung in die Fäden der Macht nicht mehr entkommen kann. Damit wolle er ausdrücken, dass die Sprache das Wissen an eine Wissenschaft versklavt, die einerseits ihre privilegierte Position kennt, und andererseits die Kontrolle über die Macht innehat. Somit würden die Grenzen zwischen theoretischer Reflexion, wissenschaftlichem Handeln und sozialer Machtausübung bedeutungslos. Der Gedanke der Emanzipation werde in den Schatten einer Weltsicht gestellt, die vollständig vom Machtgedanken beherrscht wird. Hier wirft sich die Frage auf, was eine ‚Analytik der Macht‘ zu leisten vermag, wenn sie den Widerstand gegen die Macht derartig ausblendet, wie Foucault dies tut (vgl. Heuermann 2000: S.91f). „Hier meldet sich Zweifel, wie

realitätsadäquat eine Philosophie des ideologischen Denkens noch sein kann, die sprachliche Befähigung als facultas ganz und gar der sprachlichen Repression als potestas opfert.“ (Heuermann 2000 S.92) Mit Zweifel an Foucaults Theorie der Machtanalytik, die jede Emanzipation und Möglichkeit der Kritik, ausblendet, beendet Heuermann das Kapitel der Wissenschaftskritik als Ideologiekritik.

In diesem Kapitel habe ich versucht, durch Heuermanns Wissenschaftskritik, mich an dem Begriff der Ideologie anzunähern. Dennoch möchte ich hier klarstellen, dass seine Thesen, die eher rechts einzuordnen sind, auch an das Postkoloniale, das Feministische angewendet werden können. Aus diesem Grund möchte ich sie in eine Beliebigkeit des Ideologieentwurfs rücken. Heuermann kann zwar bestimmte Aspekte der Ideologie sehr gut erklären, jedoch kann ich ihm nicht in allen Punkten zustimmen und betrachte sein System als nicht generell anwendbar.

5.3. Zusammenfassung: Dimensionen der Wissensproduktion

Stehr und Grundmann betrachten Wissen als die Fähigkeit zum sozialen Handeln. Dominante Diskurse basieren vor allem auf legitimiertem Wissen. Heuermann hält fest, dass überall, wo die Wissenschaft neue Erkenntnisse gewinnt, sie potentiell auch neue Machtverhältnisse schafft. Somit seien Wissenschaft und Macht stark miteinander verbunden. WissenschaftlerInnen und die Wissenschaft seien für Ideologie anfällig. Ideologie fange da an, wo Wissen deformiert wird, mit dem Ziel der Selbsterhöhung und des Machtgewinns. Hinter der Ideologie stehe der Eigennutz als Hauptmotivator. Ideologisches Denken werde demnach Menschen zugeschrieben, die die Welt nach ihrem Bild und zu ihrem Vorteil formen wollten, während sie jedoch diese Intention kaschierten. Macht ohne Legitimierung münde in ideologieanfällige Macht, die nach Herrschaft strebe, so Heuermann. Macht sei somit der erste Grund für Ideologie, der zweite sei die Sicherung von Einfluss und Überlegenheit und der dritte die Stiftung von Wert- und Moralkodizes. Wirklichkeitsdeutungen stehen dann unter Ideologieverdacht, wenn sie der Durchsetzung von Interessen dienen, die jedoch von anderen als ungerechtfertigt betrachtet werden. Verbunden mit einem universalen Anspruch wird die Funktionalisierung von Weltdeutungs- und Gedankensystemen, denen verschleiertes Machtstreben und fragwürdige Interessen nachgewiesen werden, als ideologisch bezeichnet. Wenn über bestimmte Bilder Herrschaftsansprüche durchzusetzen versucht werden, ist dies der Fall. So werde der Wille legitimiert, die Welt nach dem Bild der Wissenschaft zu formen und dies im Namen der Erkenntnisse. Dabei ist das Ziel nicht die Welterkenntnis, sondern der Wunsch, die Welt nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Somit existiert keine ‚reine‘

Wissenschaft, die frei von Interessen ist. Jürgen Habermas hinterfragt deshalb den objektivistischen Schein. Foucault begreift Wissenschaft als eine Tätigkeit, die der sozialen Machtgewinnung dient. Es existiere kein humanes Wissen, das außerhalb des sozialen Herrschaftswissens zu verorten ist, wodurch wissenschaftliches Wissen der Beherrschung ‚Anderer‘ diene. Wissenschaft und theoretische Erkenntnisse fungieren als allgemeine Matrix aller sozial umkämpften Kräfteverhältnisse. Für Foucault stellt die Sprache ein elementares Machtinstrument dar, da sie die Ausübungsform des Wissens ist. Wissen(schaft) sei in ein Gefüge sozialer Macht verstrickt und könne nicht mehr kritisiert werden. In einer Weltsicht, die vollständig vom Machtgedanken beherrscht wird, hätte der Emanzipationsgedanke keinen Platz mehr, so Heuermann.

Nachdem ich die wesentlichen Begriffe des Kolonialismus, der Repräsentation und der Wissensproduktion aus bestimmten Blickwinkeln erklärt habe, möchte ich mich nun dem postkolonialen Feminismus widmen. Ich habe bei den Kapiteln Repräsentation und Wissensproduktion darauf geachtet, die Thematiken des Kolonialismus und des Feminismus wegzulassen, damit es nicht zu Überschneidungen kommt. In weiterer Folge werde ich mich genau auf diese zwei Aspekte verstärkt konzentrieren.

6. Postkolonialer Feminismus: Feminismus und postkoloniale Kritik

Um eine emanzipatorische Rolle des Wissens und der Repräsentation geht es im nächsten Kapitel. Postkoloniale Feministinnen sind Teil der postkolonialen Studien und kritisieren sowohl die Wissenserzeugung als auch die Unsichtbarmachung von Geschlecht. Ihre Kritik fängt nicht zuletzt bei Edward Said an, der als einer der Gründerväter der postkolonialen Studien betrachtet wird. Zunächst einmal werde ich die feministisch postkoloniale Perspektive näher betrachten, um die Kritik der postkolonialen Feministinnen aufzugreifen und auf die beiden federführenden Theoretikerinnen Gayatri C. Spivak und Chandra T. Mohanty einzugehen.

6.1. Feministisch-postkoloniale Perspektive

Gutiérrez Rodríguez (2004) ortet zwei Herangehensweisen in den postkolonialen Studien, die sozialhistorische und die gesellschaftlich-poststrukturalistisch-feministische. Erstere legt den Schwerpunkt einerseits auf postkoloniale Räume, Erfahrungen und Kulturen von ehemaligen europäischen Kolonialgebieten, die Merkmale politischer, ökonomischer und sozialer Natur entkolonisierter Länder und andererseits das koloniale Erbe. Zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen²³ schrieben zu Imperialismus und Rassismus (vgl. Lewis/Mills 2003, Anzaldúa 1987) und setzten die ersten Bausteine für die Erarbeitung der Zusammenhänge Macht, Kultur, Imperialismus und Geschlecht (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2004: S.268).

Die Ansätze der feministischen postkolonialen Kritik beziehen sich auf die Arbeiten des US-amerikanischen ‚Black Feminism‘. Sie verbinden die Arbeiten des ‚Black Feminism‘ (Combahee River Collective 1982, hooks 1996) mit poststrukturalistischen Philosophieansätzen und marxistischen Theorien und problematisieren die Kategorie ‚Frau‘ und die soziale Konstruktion ‚race‘. Dabei werden beide Kategorien als Konstruktionen und diskursive Produktionen verstanden. Diese generieren nicht nur Bedeutungen, sondern werden als Prozesse verstanden, die mit strukturellen und identitären Effekten einhergehen (Groß 2007: o.S.).

Diese Perspektive innerhalb der postkolonialen Theorie untersuchte die Felder des Imperialismus, der Kultur und der Macht auf ihre androzentrische Sichtweise²⁴. Dabei sind männliche Theoretiker wie Said für ihr Ignorieren der Frau und die vornehmliche Darstellung

²³ Wie beispielsweise Combahee River Collective, bell hooks, Adrienne Rich, Gloria Anzaldúa, Cherrie Moraga.

²⁴ Siehe Androzentrismus Kapitel 8.5.2.b

des „weißen Mannes“ als dominantes Subjekt des Imperialismus kritisiert worden, worauf ich später näher eingehen werde, indem ich die Kritik von Lewis hierzu ausführlich darlege. Aber auch Jenny Sharpe (1993) und Vron Ware (1992) haben auf die Komplizenschaft weißer Frauen im kolonialen Kontext hingewiesen und wollten wie auch in anderen Werken die Dezentrierung der normativen Voraussetzung eines ‚männlichen Subjekts‘ erreichen. Andere Arbeiten widmen sich den Erfahrungen von Frauen. Zur ersten Kategorie zählt auch die Studie von Mrinalini Sinha (1995 nach Lewis/Mills 2003), die auf die Unsichtbarmachung von Geschlecht hinweist und den Prozess der Vergeschlechtlichung diskutiert. Die Auseinandersetzung mit der Rolle des Rassismus bei der Ausbildung von Geschlecht wurde durch Interventionen postkolonialer Feministinnen verstärkt und führte auch zur Entstehung weiterer Forschungsgegenstände wie beispielsweise den Zusammenhang von Männlichkeit und Nationalismus, die vor allem die Konstruktion von Weiblichkeit in nationalen anti-kolonialen Symboliken untersuchen (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.269).

„Im Mittelpunkt postkolonialer feministischer Kritik stehen sechs Themenblöcke: Kolonialismus/Postkolonialismus und Geschlecht, die Auseinandersetzung mit Weißsein, die Redefinition des „Dritten Welt“-Subjekts, Sexualität und sexuelle Rechte und feministische Kritik am Orientalismus sowie Geschlecht und Post/Koloniale Raumbeziehungen.“ (ebd.)

Debatten rund um Geschlecht, Ökonomie, Sexualität, Repräsentation und politischen Aktivismus bewegen sich zwischen diesen Blöcken. In dieser Arbeit und vor allem im Zusammenhang mit Spivaks und Mohantys Zugängen werden vor allem das ‚Dritte Welt-Subjekt‘, das Geschlecht und die Repräsentation im Mittelpunkt stehen.

6.2. Postkolonialismus und Geschlecht

Nach Gutiérrez Rodríguez verfolgt die feministische postkoloniale Theorie zwei Projekte, nämlich die Auseinandersetzung mit Rassismus in der ‚mainstream‘-feministischen Theorie und die feministische Konzeptualisierung des postkolonialen Moments. In der Auseinandersetzung mit feministischer Politik entwickelte sich der anti-rassistische Feminismus, der die Anerkennung geo-politischer und sozialer Differenzen zwischen Frauen forderte. Im feministischen Diskurs der 1970er und 1980er Jahre wurden ‚weiße, heterosexuell lebende Mittelschichtfrauen‘ vor ihrem Erfahrungshintergrund thematisiert und dies implizierte eine sich als ‚universell‘ darstellende Identität ‚Frau‘, die auf alle Frauen

verallgemeinert wurde (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2004: S.269). „Diese Form der Darstellung führte zum Verschweigen und der Unsichtbarmachung der Erfahrungen, Kämpfe und Theorien minorisierter Frauen, insbesondere schwarzer Frauen, Frauen aus dem Süden und Migrantinnen.“ (ebd.) Chela Sandoval (nach Lewis/Mills 2003) wies auf die Diskrepanz zwischen dem Verständnis einer ‚weißen‘ feministisch-radikalen Bewegung und separatistischen Frauenbewegungen der 1960er und 1970er Jahre in den USA und den Kämpfen der Frauen in der schwarzen Bürgerrechtsbewegung hin. Anti-rassistische Feministinnen, „die das Verständnis eines durch Rassismus, Heterosexismus, kapitalistische Produktionsverhältnisse und Sexismus simultan geprägten Alltags vertraten“ (Gutiérrez Rodríguez 2004: S. 269) konnten das Konzept der separaten politischen Organisation bzw. der Zweigeschlechtlichkeit als Hauptwiderspruch nicht teilen. Differenzen zwischen Frauen können als Hierarchie verstanden werden, als eine Art von Machtverhältnis. Denn auch wenn sie sich niemals begegnen, existiert eine Beziehung zwischen Frauen des Südens und westlichen Feministinnen. Lorde führt diesen Gedanken fort und behauptet, dass die Aufwärtsmobilität weißer Frauen unmittelbar mit der Unterwerfung der schwarzen Frauen in Zusammenhang stehe (ebd.). Der Begriff des ‚situierten Wissens‘, das Feministinnen in einer politisch sowie geographisch verorteten Beziehung zueinander positioniert, prägte Adrienne Rich (1986). So konfigurieren sich unterschiedliche Markierungen von Körper und Subjektivitäten, die teilweise diametral zueinander stehen (vgl. dazu Rich nach Lewis/Mill 2003). Geografisch und politisch situierte Standorte des Sprechens und der politischen Praxis werden durch das Konzept der ‚Politics of Locations‘ von Rich sichtbar. So entsteht eine Sichtweise auf Geschlechterverhältnisse und Konstruktionen, die die Effekte des Kolonialismus, Postkolonialismus und Rassismus mit einem besonderen historisch-politischen und gesellschaftlichen Blick untersucht. Dabei kommen der Kategorie ‚Geschlecht‘ mehrere Rollen zu, denn sie betont nicht nur die Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘, „sondern artikuliert insbesondere das Zusammenkommen unterschiedlicher Achsen der Macht wie die zum Beispiel des Rassismus und der Heteronormativität“ (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.270).

Weitere kritische Stränge des postkolonialen Feminismus beschäftigen sich mit Weißheit und Weiblichkeit sowie den Privilegien weißer Frauen. Ein anderer Strang fokussiert auf die kapitalistischen Produktionsverhältnisse und den Imperialismus. Im Zentrum steht die Konstruktion der ‚Dritten Welt-Frau‘. Dieser Strang widmet sich der Dekonstruktion der

epistemologischen Prämissen, die für die Konstruktion der ‚Dritte Welt-Frau‘ im westlichen Kontext maßgeblich sind (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2004: S.270).

7. Postkoloniale Kritikerinnen des westlichen Feminismus

Da die Beiträge dieser beiden indisch-stämmigen Theoretikerinnen eine sehr große Bedeutung in der postkolonial-feministischen Theorie haben, möchte ich mich zuerst mit ihren Argumenten befassen und ihre Positionen erwähnen, um dann in weiterer Folge die Felder der Repräsentation und Wissensproduktion aus deren postkolonial-feministischer Perspektive zu bearbeiten. Viele weitere Theoretikerinnen in der postkolonialen Theorie haben sich auf Gayatri C. Spivak und Chalpade T. Mohanty bezogen, sich mit ihren Arbeiten befasst, ihre Aussagen ergänzt und erweitert.

7.1. Gayatri C. Spivak

Gayatri Chakravorty Spivak gilt neben Edward Said und Homi Babha als eine der prominentesten VertreterInnen und eine der GründerInnen der postkolonialen Theorie. Spivak wurde 1942 in Kalkutta in eine ökonomisch gut gestellte Familie geboren. „I was growing up as a middle class child (...) as a child from a good caste family (...) I will not marginalize myself in order to get sympathy from people who are truly marginalized.“ (Spivak 1996 nach Nandi 2011: S.120) Diese Aussage sei nach Nandi charakteristisch für Spivak. Ihre selbstreflexive Haltung, die Umstände und Bedingungen der eigenen intellektuellen Produktion zu betrachten und immer wieder zwischen den Personen, über die im akademischen Diskurs gesprochen wird und jenen, die sprechen, zu unterscheiden, ist für Spivaks Denken besonders entscheidend. Nandi sieht Spivaks Schulbildung als einen möglichen Grund dafür, warum sie schon in jungen Jahren eine Sensibilität für soziale Unterschiede entwickelte. Spivak besuchte, anders als die meisten Inder ihrer Schicht, keine ‚convent school‘ angelsächsischer Colour, sondern eine Missionsschule, die von christianisierten ‚tribals‘, den niedrigkastigen Stämmen Indiens, geleitet wurde. Diese gehören zu den sozial wie ökonomisch depriviertesten Gruppen Indiens und bezeichnen sich als die ‚ersten Bewohner‘. Anders als die anderen niedrigen Kasten haben sie von den Regierungsprogrammen zur Beseitigung des ‚Kastenwesens‘ nicht profitiert. Spivak schloss 1959 ihre Universitätsausbildung am ‚Presidency College‘ in Kalkutta in Englischer und Bengalischer Literatur ab und kam durch ein Doktorandenstipendium an die University of Iowa. Sie lernte dort ihren ersten Ehemann Talbott Spivak kennen, von dem sie sich später scheiden ließ und dessen Namen sie dennoch behielt. Die frisch promovierte Gayatri Spivak erregte damals schon durch ihre Übersetzung von Jaques Derridas Frühwerk *De la*

Grammatologie (1967) großes Aufsehen. Ihr ausführliches Vorwort dazu, das weniger eine Einführung in Derridas Werk gab, als vielmehr ein geistreicher Kommentar über die Struktur und Funktion von Vorwörtern ist, dürfte nun fast genauso bekannt sein wie Derridas Werk selbst. Sie bezeichnet Derrida nach wie vor als ihren wichtigsten Lehrmeister. Gayatri Spivak erlangte ihren endgültigen Durchbruch mit ihrer Aufsatzsammlung *In Other Worlds* (1987), die sie während ihrer Zeit als Assistenzprofessorin an der University of Austin, Texas, veröffentlichte (vgl. ebd). Nach mehreren Stationen an unterschiedlichen indischen, europäischen und amerikanischen Universitäten ist Spivak als Professorin für Literaturwissenschaft tätig und Direktorin des ‚Center for Comparative Literature and Society‘ an der Columbia University New York. Außerdem gehört sie der ‚Subaltern Studies Group‘ an und ist Mitherausgeberin der Zeitschriften ‚boundary 2‘, ‚ARIEL‘, ‚Cultural Critique‘ und ‚New Formations‘. Spivak ist neben ihrer akademischen Karriere auch in der Lehrerausbildung in Bangladesch und ihrem Heimatstaat West-Bengalen engagiert. 1981 schrieb sie in ihrem bekannten Essay *French Feminism in an International Frame*, dass sie überzeugt sei, genau so viel von den Menschen dort lernen zu können wie umgekehrt (vgl. Nandi 2011: S.121).

Sie schreibt:

„I am walking alone in my grandfather’s estate on the Bihar-Bengal border one winter afternoon in 1949. Two ancient washerwomen are washing their clothes in the river, beating the clothes on the sontes. (...) I should not (...) romanticize these women, nor yet entertain a nostalgia for being as they are. The academic feminist must learn to speak to them, to suspect that their access to the political and sexual scene is not merely to be corrected by our superior theory and enlightened compassion.” (Spivak 1981 nach Nandi 2011: S.121)

Feministinnen des Westens dürfen nicht mit einem erhobenen Zeigefinger andere Frauen belehren. Ganz im Gegenteil sollen sie mit ihnen sprechen, nicht zuletzt mit der Intention, von ihnen zu lernen. Bezeichnend für Spivak ist diese selbstreflexive Bezugnahme auf das eigene Tun und die Wahrnehmung ‚Anderer‘. Sie schreibt in einem anderen Zusammenhang auch, sie versuche „uns selbst dort zu sehen, wo andere uns sehen könnten“ (Nandi 2011: S.121). Den Blickwinkel zu verändern und die Landkarte zu verschieben, Frauen aus dem globalen Süden nicht etwas wohlwollend eine Stimme zu verleihen, sondern sie selbstverständlich als eigenständige, widerständige Subjekte wahrzunehmen, diese Themen bilden Spivaks Werk.

Spätestens seit dem Erscheinen des Bandes *The Postcolonial Critic* (1990) zählt Spivak zu den Hauptvertreterinnen der postkolonialen Literatur- und Kulturwissenschaft.

Spivak hat eine wichtige, zudem zentrale Perspektive in die Diskussion eingebracht. Sie stellt die Frage nach dem Sprechen, dem Zuhören, dem Abgeben der Stimme und dem Vertreten und Darstellen. Sie beschäftigte sich auch mit der Rolle von Intellektuellen und der der Wissenschaft.

„Zum einen auf der Ebene der Selbstrepräsentation: Sie zeigt sich in der Stimme als Ausdruck, für sich selbst zu sprechen. Es ist die Ebene des Subjekts. Die zweite Ebene stellt die der Stellvertretung dar, die sich dann aus der ersten Ebene ergibt, wenn die Einzelnen ihre Stimme abgeben. ‚Abgeben‘ ist in einem doppelten Sinn gemeint: Als Stimmabgabe im Akt des Wählens sowie als Abtreten der Stimme an Personen oder Organisationen, die für bestimmte oder anstelle von bestimmten Personen und deren Interessen sprechen (sollen).“ (Lorey 2012: S.184)

Die Repräsentation kann eine einzelne Person, eine Organisation wie eine Partei oder eine Versammlung wie das Parlament übernehmen. In diesem letzten Fall geben wir unsere Stimme an eine Versammlung von Menschen ab und geben ihnen hiermit das Recht, mit unserer Stimme unsere Interessen zu vertreten. Doch politische Repräsentation bedeutet auch, als Subjekt eine Stimme zu haben, für sich selbst sprechen zu können und für ‚Andere‘ sprechen zu können. Für jemanden ‚Anderen‘ sprechen wir also, wenn ihre abgegebene Stimme brauchbar wird, oder um ihnen eine Stimme zu verleihen, die sie sonst nicht hätten. Hier, an dieser Ebene der Repräsentation, wenn es um das Sprechen für ‚Andere‘ geht, entzündet sich die Kritik. Weil sich die Frage stellt, wer hat das Recht wem gegeben und wie? Wenn westliche Feministinnen für, über und anstelle von Frauen aus der sogenannten ‚Dritten Welt‘ sprechen, dann stellt sich die Frage, ob diese denn überhaupt eine Vertretung brauchen und ob sie ihre Stimme abgegeben haben. Spivak hat in ihrem repräsentationskritischen Text *Can the Subaltern speak* eine entscheidende Dimension eingebracht. Diese Auseinandersetzung mit der Frage nach der Sprechfähigkeit der Subalternen wurde durch ein Gespräch zwischen den beiden französischen Theoretikern Michel Foucault und Gilles Deleuze, welches sie 1972 führten, aufgeworfen. Sie beide forderten, dass „(westliche) Intellektuelle aufhören sollten, im Namen der Unterdrückten und Diskriminierten zu sprechen und diese zu repräsentieren, denn diese seien durchaus in der Lage, für sich selbst zu sprechen, und bräuchten die fürsprechenden Intellektuellen keineswegs.“ (Lorey 2012: S.184) Spivak jedoch hält dagegen, dass die Marginalisierten in der traditionellen „westlichen“

Subjektlogik verstanden werden. Sie werden als Subjekte verstanden, die sich artikulieren können, ihre Stimme erheben können und gehört werden. Das heißt, dass es das Bestreben westlicher Intellektueller und WissenschaftlerInnen ist, die authentische subalterne Stimme einzufangen und die politische Handlungsmacht der Subalternen in ein bürgerlich humanistisches Modell einzuschreiben.

„Die Forderung, die Subalternen sprechen zu lassen, laufe mithin Gefahr, im Allgemeinen die dominante Hegemonie kolonialer Wissensformationen zu reproduzieren und im Besonderen von den Subalternen eine Form von Subjektivität zu erwarten, durch die ein Wille artikulierbar und intentionales Handeln möglich ist. Der analytische Grund für diese Reproduktion einer eurozentrischen Subjektidee sei eine mangelnde Differenzierung im Begriff der Repräsentation, so Spivak.“ (Lorey 2012: S.184f)

Darstellen im ästhetischen Sinne und Vertreten in politischer Repräsentation müssen nun differenziert werden. Diese beiden Dimensionen der Repräsentation spielen sich auf zwei unterschiedlichen Ebenen ab. Wenn Spivak von Subalternen spricht, meint sie eine ganz bestimmte Gruppe von Menschen, und zwar die Subsistenzproduzierenden. Das sind die besitzlosen Arbeiterinnen und Analphabetinnen, die auf einer sehr niedrigen sozialen Ebene anzutreffen sind. Sie sind politisch nicht vertreten, doch ist das nicht ihr Eigenverschulden, weil sie theoretisch für sich sprechen können. Sie können aber nicht zu politischen Subjekten werden, weil sie sich nicht repräsentieren können, und das können sie nicht, weil sie nicht gehört werden. Und hier ist die Differenz zu Foucault und Deleuze, denn diese haben nicht gesehen, dass auch wenn Subalterne sich artikulieren und sprechen, sie von der hegemonialen westlichen Logik der politischen Repräsentation nicht wahrgenommen werden. „Beschränktheit der westlichen Wahrnehmung“, so nennt es Spivak und verdeutlicht dies anhand der paradigmatischen Figur der ‚Frau als Subalterner‘ und der ‚Witwenselbstopferung‘ in Indien. Der politische Wille und die Stimme der Hindufrauen waren im kolonialen Indien nicht repräsentierbar (vgl. Lorey 2012: S.185).

„Statt die politische Handlungsmacht der subalternen Frauen wahrzunehmen, ging es im legislativen Diskurs des britischen Empire nur darum, die indischen Frauen per Verbotsgesetz vor dieser in den britischen Augen grausamen und archaischen religiösen Praxis zu schützen.“ (Lorey 2012: S.185)

Doch wurde die Subalterne vom Rechtssubjekt zum Objekt des Wissens entmündigt, indem die maskulinistische Kolonialmacht das weibliche Objekt vor patriarchaler Gewalt beschützte. Das ist imperiale Praxis, die bis in die Gegenwart, vielleicht in anderen Formen, aber doch immer wieder, präsent ist und ausgeübt wird. Die subalterne Frau wird als schützenswertes Opfer betrachtet und weiße Männer meinen, sie müssten sie vor braunen Männern retten. Das Opfer wird hier von Männern (und Frauen) benützt, gar missbraucht, um eine imperiale Politik und die hegemoniale weiße Männlichkeit zu legitimieren. So ist es ganz im Sinne dieser Politiken, dass die Subalterne nicht sprechen kann und nicht gehört werden soll, selbst wenn sie ihre Stimme erhebt. Spivak geht es nicht darum, die zum Schweigen gebrachten Subalternen sprechen zu lassen, sondern vielmehr:

„ein Miteinandersprechen auf Augenhöhe,(...) den Subalternen zuzuhören und von ihnen zu lernen. Nicht auf der Ebene von politischer Vertretung, sondern auf jener der epistemischen Darstellung sollen EuropäerInnen lernen, sich selbst zu repräsentieren und ‚epistemische Gewalt‘ kolonialer und imperialer Wissensformationen aufzubrechen. ...es geht weniger um eine Verantwortung für schützenswerte Andere, sondern in der Betonung der Relationalität und der wechselseitigen Konstituierung um eine ‚Verantwortung gegenüber dem Anderen‘.“ (Lorey 2012: S.186)

Es geht um den singulären Kampf oder um einzelne Praxen des Widerstands. Poststrukturalistische und postkoloniale Ansätze, die von traditionellen kollektiven Artikulationsformen ausgehen, nehmen immer wieder Praxen und Artikulationen von Subalternen nicht wahr, weil diese nicht dem festgelegten Korsett, dem Kanon des politischen Kampfes und der Repräsentation entsprechen.

„The subaltern cannot speak”

Gayatri Spivak ²⁵ betont „die Wirkungsmacht der Weltwirtschaftsordnung und die Bedeutsamkeit marxistischer Analysen“ (Kerner 1999: S.29).

Spivak hat eine Reihe von Interviews gegeben, die 1990 im Band *The Post-Colonial Critic* veröffentlicht wurden. Sie knüpft an Saids Diagnose des Orientalismus an und stellt die (Re)Produktion von Wissen, die Rolle von Wissenschaft und Intellektuellen ins Zentrum ihrer Analyse. Wissensproduktion sei im Westen im Kontext des Kolonialismus entstanden und

²⁵ „Siehe zum Beispiel die Interviews, die in dem Band *The Postcolonial Critic* (Spivak 1990) zusammengefaßt (sic!) sind, den Kommentar über die Weltfrauenkonferenz *Woman as ‘Theatre’* (Spivak 1996) sowie auf Deutsch das Interview *I'm not a sister* (Spivak 1996a).“ (Kerner 1999: S.29)

dient der Reproduktion kolonialer Diskurse. Spivak knüpft auch an Jacques Derridas (1967) Kritik des Logozentrismus und des Textbegriffs, welche die Darstellung von Wirklichkeit als Wahrheitseffekt von Diskurspraktiken analysiert, an. Dabei bildet das Soziale eine Textualität, was ein Ergebnis diskursiver intertextueller Praktiken darstellt. Den Vorgang der diskursiven Aneignung von Welt durch Sprache und Schrift nennt Spivak ‚worlding‘. Dieses Wort betont die ‚Schreibung‘ bzw. das ‚Welt-machen‘ im Sinne von der Welt eine Bedeutung zuschreiben und sie gestalten (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2004: S.271). Hiermit wird die Dynamik einer ethnozentrischen Logik, auf der basierend ein Wissen von und über die Welt erzeugt wird, beschrieben.

„Die Frage, die Spivak immer wieder formuliert, lautet: Wie reproduziert sich der Westen nicht nur auf der Grundlage der Annektierung von Territorien und Ressourcen, sondern auch durch die Aufoktroierung von Schrifttraditionen, die das Denken und die Lebensweise, d.h. die Lebensanschauung, prägen?“ (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.271)

Spivak thematisiert in ihrem berühmten Artikel *Can the subaltern speak* die Position Subalternen, die von Herrschenden zum Schweigen gebracht werden (1998, 1999a/b). Sie beschäftigt sich mit einem konkreten Fall und zwar dem ‚Bhusvaneswari‘ Bhaduri. Spivak meint, unterschiedliche Gruppen hätten den Akt der Selbstverbrennung dieser Frau als Witwenverbrennung verstanden, wobei auch andere Interpretationen zulässig seien. Die nationale Befreiungsbewegung jedoch habe den Akt als rebellische Antwort auf die englischen Kolonialherren gedeutet. Und zur gleichen Zeit wollten die englischen Kolonialisten darin die ‚unzivilisierte Kultur‘ Indiens wiedersehen. Diese Kultur bräuchte die Überwachung und Disziplinierung durch die Kolonialmacht. Somit missbrauchten weiße Kolonisatoren die Tat als Legitimation für ihr Kolonisierungsprojekt, indem sie, die weißen Männer, braune Frauen vor braunen Männern beschützen. Bhaduri weigerte sich als militante Befreiungskämpferin, zu töten, weswegen sie sich selbst das Leben nahm. Obwohl Bhaduri einen Brief hinterlässt, in dem die Tat erklärt wurde und sie den Grund dafür nennt, wird ihrer Stimme keinerlei Gehör geschenkt (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2004: S.271).

„What I’m saying is that even when, whether showing her political impotence or her political power, she tries to speak and make clear, so that it would be read one way, the women in the family - radical women - decide to forget it. The rhetoric of the ending is rhetoric of despair. It was at the moment, tight after the story, when I said, throwing up my hand. The subaltern cannot speak.“ (Spivak 1999b: S.89).

Bhanduris Großnichte tritt in *A Critique of Postcolonial Reason* (1999a) auf. Spivak erweitert das Konzept der Subalternität um diese Figur, die in der Logik des ‚New Empires‘ aufwächst und in einem US-amerikanischen Konzern arbeitet. Anhand dieser Person thematisiert Spivak das Zusammenkommen von Globalisierung und lokalem Wissen bzw. Positionierung. Ihre Arbeit für ein amerikanisches Unternehmen betrachtet Bhanduris Nichte als Beitrag für den Fortschritt Indiens. Gutiérrez Rodríguez meint an dieser Stelle: „Der Kapitalismus sei an die Wurzeln des Imperialismus zurückgekehrt“ (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.271f). Das ‚postkoloniale Subjekt‘ verweise einerseits auf die brutalen globalen Produktionsverhältnisse und andererseits mutiere es zur Insignie einer postmodernen Kapitallogik. Dieses Subjekt bilde eine normative Voraussetzung für die Ontologie des globalen Kapitalismus. Am Schnittpunkt der Institutionen des Welthandels, der NGOs, der Bio-Forschungszentren, der UN-Entwicklungsorganisationen und der Menschenrechtsprojekte entstehe eine ‚neue Subalterne‘. „Ein ‚Subjekt‘, das von diesen Institutionen kooptiert und in Datenmaterial und intellektuelles Eigentum umgewandelt worden ist“ (Gutiérrez Rodríguez 2004: S.272). Das ‚worlding‘ des ‚New Empires‘ findet heute im Spannungsverhältnis zwischen Kolonialismus als Zivilisationsmission und Globalisierung, zwischen Entwicklungsorganisationen und Hilfsprogrammen statt. „The third world woman is now mobilized in the name of a global agenda.“ (Spivak 1999a nach Rodríguez 2004: S.272)

Die Wissenschafts- und Erkenntnistheorie im Feminismus thematisiert, wie Wissen entstanden ist. Die Situiertheit der Subjekte innerhalb ihrer geopolitischen Kontexte ist hierbei zu beachten, aber auch der Grundsatz der Objektivität ist als Effekt eines mit Macht aufgeladenen Aushandlungsfeldes zu verstehen, das von Herrschaftsverhältnissen geprägt ist.

7.2. Chandra T. Mohanty

Chandra Talpade Mohanty ist 1955 in Mumbai in Indien geboren. Sie ist eine postkoloniale und transnationale feministische Theoretikerin. Sie hat Abschlüsse der University of Delhi und der University of Illinois, Urbana-Champaign. 2013 ist sie Vorsitzende der ‚women’s studies department‘ und Professor für Womens und Gender Studies. Seit der Publikation des einflussreichen Essays *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses* (1986) ist sie international bekannt. Sie kritisiert darin das politische Projekt des westlichen Feminismus und seine diskursive Konstruktion der Kategorien der ‚Dritte Welt-Frau‘ als hegemoniales Gebilde. „Mohanty states that Western feminisms have tended to gloss over the differences between women of the global South, but that the experience of oppression is incredibly diverse, and contingent on geography, history, and culture.“ (Alcoff 2013: o.S.) In ihrem aktuellen Buch *Feminism Without Borders: Decolonizing Theory, Practising Solidarity* erweitert sie ihr im Essay erläutertes Argument und stellt einen Zugang zur transnationalen feministischen Zusammenarbeit vor (vgl. Alcoff 2013: o.S.).

Alcoff beschreibt, wie begeistert sie von Mohantys Analysen ist, und meint, dass für Mohanty Frauen aus dem globalen Süden Allianzen mit ‚US women of color‘ eingehen müssten und umgekehrt. Dies sei nicht immer der Fall gewesen und ist es bis heute nicht. „Chandra’s life and work has spanned huge divides of experience, identity, and location to make real alliance possible, and productive.“ (ebd.)

‚Under western eyes‘

In einem Interview beschreibt Mohanty, dass sie immer schon daran glaubte, dass intellektuelle Arbeiten mit den eigenen Biographien verbunden sind.

„My experience of a radical community of third world and women of color thinkers at the Common Differences conference made it clear that an anti-racist, anti-capitalist feminist community was possible in and outside the academy. However, my immediate move to Ithaca, (...) highlighted the social contradictions of the field. While I was able to slowly create the anti-racist, transnational feminist community I was committed to in Ithaca, it remained at the margins of the institution.“ (Mohanty nach Alcoff 2013: o.S.)

Außerdem sei es offensichtlich gewesen, dass der Raum für Immigranten, ‚Dritte Welt-Frauen‘ in westlich feministischer Theorie als beschränkt galt. Sie meint, pädagogisch betrachtet waren ‚wir‘ im Laufe einer Entwicklung und politischen Ökonomie präsent,

während ‚wir‘ theoretisch oft als Kontrastfigur zu hegemonialen weißen/westlichen feministischen Subjektivitäten fungierten. Mohanty präsentierte ihre Argumente aus *Under Western Eyes* in zahlreichen feministischen Publikationen und erntete dadurch einerseits Unglaube und Feindschaft von vielen Kolleginnen an der Cornell Universität, andererseits auch Erleichterung und Anerkennung von postkolonialen Frauen und ‚US women of color‘. In ihrer prekären akademischen Situation hätten ihr Leute angeraten, sich nicht in feministischer Theorie zu versuchen, dies würde ihre Karriere behindern und sie zu sehr einschränken, so Alcoff.

„Quite honestly, looking back, the experience of writing “Under Western Eyes” is key to the development of my understanding of the racialized politics of knowledge and of institutional power in U.S. feminist academic communities. This experience clarified my “outsider” status, simultaneously solidifying my commitment to anti-racist, materialist, anti-imperialist feminist theorizing. If powerful people were telling me to back off, I was of course going to plunge straight in!” (Mohanty nach Alcoff 2013: o.S.).

Mohanty schrieb exzessiv über die Rezeption und die Missverständnisse des Essays 2003 in *Under Western Eyes Revisited* und sie wollte diese Ideen nicht mehr wiederholen. Als sie das Essay das erste Mal schrieb, habe sie nicht gedacht, dass es eine solche Auswirkung auf die feministische Wissenschaft und Aktivisten haben würde. Immer noch sei sie bewegt von E-Mails von Frauen von überall auf der Welt, die ihren Essay gelesen haben und ihr über ihre Erfahrung „of having the courage to name themselves a feminist for the first time“ (Mohanty nach Alcoff 2013: o.S.) schreiben.

Ihr zum Klassiker avancierter Artikel hinterfragte die homogenisierenden und essenzialisierenden Tendenzen in frühen feministischen Studien. Diese hatten die sogenannten Dritte Welt- Frauen als besonders unterdrückt, arm, religiös und ungebildet dargestellt. Im Gegensatz dazu wurden sogenannte ‚westliche Frauen‘ als progressiv, modern, befreit und säkular beschrieben (vgl. Löw 2009: S.15). Das deutete darauf hin, dass nicht nur nationalstaatliche Verknüpfungen von Frauenbewegungen und feministischer Wissensproduktion erkennbar sind, sondern zeigte auch, dass eine kritische Analyse der Gegenwart neben Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht auch Imperialismus und Kolonialismus sowie die daraus entstehende Unterscheidung zwischen den Frauen der Ersten und der Dritten

Welt berücksichtigen werde müssen (ebd.). All diese Erkenntnisse hätte es ohne die Arbeiten Mohantys möglicherweise nicht gegeben, wage ich zu behaupten.

Mohanty schreibt in ihrem für die postkolonial kritische Theoriebildung grundlegenden Aufsatz *Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse* (1988), dass die Repräsentationen der ‚Dritten Welt-Frau‘ ein Konstrukt des westlichen Feminismus ist. Nach Mohanty müsse demnach der akademische Feminismus im Westen seine Geschlechtskategorien geopolitisch situieren. Geschlechterbeziehungen bilden sich nicht an jedem Ort in der Welt identisch aus und sind Produkt von sozialen, politischen und historischen Aushandlungen und Kämpfen. Alleine deswegen kann man nicht vom Subjekt ‚Frau‘ sprechen. Ein Reden über das ‚Patriarchat‘ oder über ‚die Frauen‘, verschleierte die konkreten, heterogenen und komplexen Lebenslagen von Subjekten. Diese Kategorien kontextualisieren nicht und zeigen ‚Frauen‘ nicht in ihrer jeweils spezifisch verorteten Geschichte auf.

„So werden z. B. in jeder feministischen Analyse Frauen aufgrund ihrer gemeinsamen Unterdrückung als eine Gruppe charakterisiert. An genau dieser Stelle findet eine Vermischung zwischen ‚Frauen‘ als diskursiv konstruierter Gruppe und ‚Frauen‘ als materiellen Subjekten ihrer eigenen Geschichte statt. Daher trifft die vorausgesetzte Homogenität von ‚Frauen‘ als eine Gruppe nicht die historisch, konkrete, materielle Realität von Gruppen von Frauen. Es führt dazu, daß Frauen als eine schon immer bestehende Gruppe betrachtet werden, die von feministischen Wirtschafts-, Rechts- und Soziologiestudien als ‚machtlos‘, ‚ausgebeutet‘, ‚sexuell belästigt‘ usw. etikettiert wird.“ (Mohanty 1988 nach Wittmann 2002: S.4)

2002 hat sie ihren Aufsatz von 1988 weitergedacht und *Under Western Eyes Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggle* geschrieben. Darin betont sie die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines transkulturellen Feminismus, der auf der Ebene der Mikropolitik den Kontext, die Subjektivitäten und die Kämpfe sowie auf der Ebene der Makropolitik die globale Ökonomie, die politischen Systeme und Prozesse thematisiere (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2010: S.279).

„Making gender and power visible in the processes of global restructuring demands looking at, naming, and seeing the particular raced and classed communities of women from poor countries as they are constituted as workers in sexual, domestic,

and service industries, as prisoners, and as household managers and nurturers.“
(Mohanty 2002 nach Gutiérrez Rodríguez 2010: S.279)

Weltweit finden viele Kriege statt. Schon 2002 sah Mohanty eine Verbindung zwischen dem liberalen Feminismus und diesen Kriegen. Sie sieht eine Beteiligung des liberalen Feminismus am westlichen Zivilisationsdiskurs, der ‚sisterhood is global‘ zum Kernbestand der Verbindung zwischen dem Kampf um die Achtung von ‚Human and Women’s Rights‘ und Krieg mache (ebd.).

Wenn es um die Entwicklung eines globalen, transnationalen Feminismus geht, gilt es mit Vereinnahmungsstrategien eines sich „solidarisch gebärdenden Feminismus“ achtsam umzugehen, da dieser im Dienste der Legitimation von Gewalt arbeitet (Gutiérrez Rodríguez 2010: S.279).

Mohantys Auffassung, dass die Konstruktion der ‚Dritten Welt-Frau‘ als Opfer der Konstruktion der weißen westlichen Frau als modernes emanzipiertes Subjekt dient, wird von vielen postkolonialen Kritikerinnen geteilt. Sara Suleri schreibt über die Kehrseite der Idealisierung, die der Viktimisierungsdiskurs der ‚Dritten Welt-Frau‘ birgt.

„The coupling of postcolonial with woman inevitably leads to the simplicities that underlie unthinking celebrations of oppression, elevating the racially female voice into a metaphor for ‚the good‘. Such metaphoricity cannot be called exactly essentialist, but it certainly functions as an impediment to a reading that attempts to look beyond obvious questions of good and evil (...) an iconicity that is altogether too good to be true.“ (Suleri 1992 nach Gutiérrez Rodríguez 2010: S.279)

Bezeichnend dabei ist, dass ohne den Gegenspieler, ohne die ohnmächtige ‚Dritte Welt-Frau‘ keine Selbstdarstellung ‚weißer‘ Feministinnen als ‚autonom und befreit‘ stattfinden könnte. Das impliziert auch die Ignorierung und Verharmlosung patriarchal strukturierter Gesellschaftssysteme Europas und Nordamerikas (vgl. Wittmann 2002: S.29).

„Denn feministische Analysen, die die Vorstellung eines überlegenen Westens enthalten, schaffen eine Folge von Allgemeinbildern der ‚Dritte Welt Frau‘, Bilder wie die verschleierte Frau, die mächtige Frau, die keusche Jungfrau, die gehorsame Ehefrau usw.. Diese Bilder haben einen universellen, zeitlosen Glanz und setzen einen kolonialen Diskurs in Gang, der sehr konkret Macht ausübt, indem er existierende

Erste-Dritte-Welt-Beziehungen festschreibt und aufrechterhält.“ (Mohanty 1988 nach Wittmann 2002: S.29)

Verschiedene Theoretikerinnen des Westens würden eine männlich dominierte, monolithische Hierarchie der Machtverhältnisse weltweit postulieren. Wittmann jedoch meint, dass kein trans-historisch und trans-kulturell herrschendes Patriarchat existiert. So müssten Studien ‚weißer‘ Feministinnen über die Lebensrealitäten von Frauen in den sogenannten Entwicklungsländern im Kontext der global vorherrschenden Dominanz westlicher wissenschaftlicher Theorien betrachtet werden. Denn solange westliche Feministinnen die Grundannahme der Kategorie der unterdrückten ‚Dritte Welt-Frau‘ in ihren Arbeiten zugrunde legen, kann von einem neokolonialen Denken gesprochen werden. Sie beinhaltet immer die fatale Selbstdarstellung von Frauen der sogenannten Ersten Welt als jenen, die autonom ihre Entscheidungen treffen, während Frauen der sogenannten Entwicklungsländer von ihnen über einen Objektstatus, ausgestattet mit einer Nicht-Entscheidungsfähigkeit, definiert werden. Derartige Betrachtungsweisen negieren die Tatsache, dass Frauen in ökonomisch schwachen Ländern Subjekte in jeweils spezifischen sozialen und kulturellen Verhältnissen sind und durch eben diese unterschiedlichen gesellschaftlichen Strukturen als Frauen konstituiert werden (vgl. Wittmann 2002: S.29).

„I believe we need to continue ask hard questions about our complicities in the normative work of the neoliberal academy. And this requires always examining, learning from, and actively building connections between social justice movements and the everyday work we do in the academy.“ (Mohanty nach Alcoff 2013: o.S.)

Im folgenden Kapitel dieser Arbeit wird es um die Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonial-feministischer Perspektive gehen.

8. Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonial-feministischer Perspektive

Repräsentationspolitik ist eines der Kernstücke des Kolonialismus, die bis heute Gültigkeit besitzt und teilweise nur andere Formen der Legitimation angenommen hat. Sie kann aber auch nicht von Kapitalismus getrennt werden, so sieht es Lorey. Daher kann Repräsentationskritik nicht ohne Kapitalismuskritik unternommen werden. Lange wurde Kolonialismus auf zwei Ebenen betrachtet. Auf der einen Ebene als Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssystem und auf der anderen als ein Erkenntnis- und

Repräsentationssystem. Diese Trennung des Phänomens und historischen Prozesses ist für Lorey hinderlich und zurückzuweisen. Die postkoloniale Theorie verlangt nach der Dekonstruktion kolonialistischer Sichtweisen, die mehrheitlich eurozentrisch sind, unter Einbeziehung poststrukturalistischer und marxistischer Perspektiven. Die aber selbst nicht frei von Eurozentrismus ist. Lorey kritisiert das und verlangt eine Rekonstruktion der Geschichte. Postkoloniale Theorie verweist nicht auf Universalität, sondern auf die Partikularität jeder einzelnen Position. Sie zeigt, dass alles Wissen und jede Erfahrung kontextbedingt ist (vgl. Lorey 2012: S.179).

Zunächst möchte ich die Definition und Erklärung des Begriffes Repräsentation um die postkoloniale und feministische Perspektive erweitern, um danach konkret auf die Repräsentationspraktiken einzugehen.

8.1. Theoretisierung: Repräsentation und Wissensproduktion

In diesem Kapitel werden Theorien zur Repräsentation und Wissensproduktion aus postkolonialer Perspektive skizziert. Es geht um Konzeptionierungen feministischer oder postkolonialer TheoretikerInnen, die einen Einblick aus dieser Sicht in die Bereiche der Repräsentation und Wissensproduktion geben.

8.1.1. Repräsentation aus postkolonial-feministischer Perspektive

*„Repräsentation (wird) durch Differenzierungen konstituiert. Diese Differenzierungen sind entlang von geschlechterdifferenten Werten und Zuschreibungen geordnet.“
(Pewny 1999: S.211)*

B. Rich Ruby fragt im Zusammenhang der Filmtheorie nach der doppelten Situierung von Weiblichkeit in Repräsentationsprozessen: „How does one formulate an understanding of a structure that insists on our absence even in the face of our presence?“ (zit. nach Pewny 1999: S.211) Somit unterscheidet sie zwischen zwei Positionen der Anwesenheit. Anwesenheit als historische Person und Anwesenheit als Bild. Pewny argumentiert, wenn Weiblichkeit zwar als Ikone eingeschlossen ist, jedoch als Subjekt außerhalb der Ökonomie der Repräsentation steht, als Manifestation weiblichen Begehrens nicht anwesend ist, hat Weiblichkeit, sofern sie repräsentiert, eine stellvertretende Funktion. Hélène Cixous konstatiert, wofür diese stellvertretend steht: „One is always in representation, and when a woman is asked to take a place in this representation, she is, of course, asked to represent man’s desire.“ (zit. nach Pewny 1999: S.211) Repräsentationen funktionieren demnach als Manifestationen männlichen Begehrens, welches Weiblichkeit projiziert (vgl. ebd.). In ästhetischen Feldern

setzen Repräsentationen von Weiblichkeit reale Frauen als Abwesende bzw. deren Konstruktion als Nicht-Subjekte voraus. Genauso setzen bestimmte politische Repräsentationsweisen weibliches Subjekt-Sein als Nicht-Existenz, wie das aufklärerische Programm ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit‘ jahrelang nur männliche Bürger als politische Subjekte anerkannte (vgl. Pewny 1999: S.213).

Somit stellen wir einen Bezug entweder zur ‚realen‘ Welt oder zu imaginierten Welten her. Die Kunst- und Medienwissenschaftlerin Susanne Lummerding definiert Repräsentation folgendermaßen: „Repräsentation ist nicht als Darstellung von etwas ‚Realem‘ zu verstehen, sondern als System der Produktion von Identitäten durch Differenzierungen“ (Lummerding 1994 nach Pewny 1999: S. 209) In dieser und der vorherigen Definition scheint die ‚Differenz‘ relevant zu sein. Einmal wird Repräsentation durch Differenz konstituiert und einmal als System der Identitätsproduktion durch Differenzierungen.

Gängige Befunde zur Repräsentation halten fest, dass Alltagswahrnehmung sich schwer tue, Inszenierung von Realität zu differenzieren, da letztlich alles Konstruktion²⁶ sei, so Pewny. Das schreibt die Germanistin in ihrer Dissertation *Feminismus, Theater, Repräsentation*. Sie setzt sich mit Weiblichkeit als Maskerade auseinander und mit der Unentscheidbarkeit von realen und fiktiven Welten. Im Unterkapitel ‚Repräsentation-Konstruktion-Dekonstruktion‘ führt sie die oben zitierte Definition an. Repräsentation sei als System der Produktion von Identitäten durch Differenzierungen zu verstehen. Somit ist Repräsentation nicht Darstellung von etwas Seiendem, sondern die Ausbildung von Wahrnehmung. Die Realitäten seien außerdem kontextbezogen und würden nicht die von der Darstellung unabhängige Realität darstellen. Repräsentation bezeichnet aber

„den gesamten Komplex der Realitätskonstruktion. Repräsentation ist in diesem Sinne also nicht als Zeichen/Bild zu verstehen, das für etwas a priori Gegebenes steht, sondern als Zeichenfunktion in der sozialen Wirksamkeit des Zeichens.“ (Lummerding 1994 nach Pewny 1999: S.209)

Die Funktionsweisen von Repräsentation bezeichnen demnach Prozesse der Herstellung von Bedeutungen in Zusammenhängen mit Machtverhältnissen. Es handelt sich bei der Repräsentation somit nicht um etwas fixiert Vorhandenes. Die Entgegensetzung von Realität und Fiktion ist demnach unhaltbar und deswegen ist eine analytische Unterscheidung notwendig, um die Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen,

²⁶ Das Paradigma des Konstruktivismus betrachtet die Wirklichkeit als Konstruktion.

symbolischen Setzungen und Imaginationen zu erkennen. Auch dort, wo sich Theater nicht explizit als Spiegel der Gesellschaft begreift, zeigt es durch das Verhalten und die Wertung der dargestellten Frauen reale Sozialstruktur prägende Bewusstseinsmuster (vgl. Pewny 1999: S.209).

Theater ist untrennbar mit gesellschaftlichen Ordnungen verknüpft. Demnach ist Repräsentation nicht als ‚reine‘ Darstellung zu verstehen. Zeichen jeder Art verweisen auf Bedeutungen, die immer außerhalb ihrer liegen und nicht nahtlos ident mit dem/den Bezeichneten sind. Pewny führt nun zwei Bedeutungen von Repräsentation an, die seit der Entstehung demokratischer Gesellschaftsordnung ineinander verschränkt seien:

„Repräsentation auf der Ebene staatlicher Politik als Vertretung bestimmter Bevölkerungsgruppen/deren Interessen durch einzelne Personen und Repräsentation im ästhetisch/philosophischen Sinne als Wiedergeben, Vergegenwärtigen von etwas Vorgefundenem oder Imaginiertem.“ (Pewny 1999: S.210)

Repräsentation im Sinne von Stellvertretungspolitik bedeutet die Veränderung der Inhalte und Gesten der WählerInnen. Aus diesem Grund funktioniert Demokratie im ursprünglichen Sinne grundlegend anders, denn sie verlangt, dass alle für sich selbst sprechen, was aus organisatorischen Gründen nicht mehr möglich war. Theodor W. Adorno arbeitete heraus, dass Kunstwerke Chiffren der Realität sind. Diese Chiffrierungen bzw. die Bewusstseinsmuster obliegen Repräsentationsmechanismen (ebd.).

Zeichen sind nur durch Differenzierungen lesbar. So lauten die Fragen demnach: Was steht wofür? Was ist lesbar und was bleibt verdeckt? Was tritt in den Hintergrund und zu welchen/wessen Gunsten? So würden geschlechterdifferente Asymmetrien in öffentlichen Repräsentationen benannt, wenn es um Un/Sichtbarkeit kultureller Gestaltungen von Frauen geht. Elfriede Jelinek und Brigitte Wartmann operieren in ihren Bildern ‚unterirdischer Fluss‘ und ‚hinter den Kulissen‘ mit Un/Sichtbarkeit, um die geringe Repräsentanz weiblicher Kulturleistungen zu benennen, was an sich eine Ebene der Auseinandersetzung mit Repräsentation darstellt. Pewny schreibt, dass anscheinend die Logik der Repräsentation entlang geschlechterdifferenter Unterscheidungen funktioniert, die Weiblichkeit tendenziell in Unsichtbarkeit lokalisiert (Pewny 1999:S.210f).

“Representation is the production of meaning of the concepts in our minds through language. It is the link between concepts and language which enables us to refer to either the ‘real’ world of objects, people or events, or indeed to imaginary worlds of

fictional objects, people and events.” (Hall 1997 nach Hartmann/Kaluza/Rakic 2008: o.S.)

Nach Hall ist die Repräsentation das Hervorbringen von Bedeutungen in unseren Gedanken durch Sprache. Als Verbindung zwischen Vorstellungen und Sprache ermöglicht sie uns einen Bezug entweder zur ‚realen‘ Welt der Objekte, Menschen oder Ereignisse, oder zu imaginierten Welten, fiktiven Objekten, Menschen und Ereignissen (ebd.).

Der Vorgang der Repräsentation vereint zwei Voraussetzungen, einerseits die mentale und andererseits die sprachliche Repräsentation. Erstere bezeichnet die kognitiven Fähigkeiten und somit die neurobiologische Leistung, Objekte, Ideen und Ereignisse im Kopf abbilden zu können. Es ist das Vorstellungsvermögen. Ohne die innere Abbildung wäre ein bedeutungsstiftendes Interpretieren der Welt nicht möglich. Demzufolge hängt Bedeutungszuschreibung von diesen mentalen Repräsentationen ab, die ‚für etwas stehen‘, etwas repräsentieren und es möglich machen, sich auf Dinge zu beziehen. Diese Vorstellungen werden in eine mitteilbare Form übersetzt, indem sie sprachlich ausgedrückt werden. Die Sprache besteht aus Zeichen, die als Träger von Bedeutung fungieren und die innere Vorstellung repräsentieren. Der Gebrauch der Zeichen wird durch Codes geregelt, die auf Übereinkünften, Konventionen beruhen. Sprache ist hier jedoch nicht ausschließlich als die gesprochene Sprache zu verstehen, sondern meint jedes System von Zeichenvorräten, das auf Konventionen beruht, das können Fotografien, Bilder, Filme, Klänge usw. sein (vgl. Hartmann/Kaluza/Rakic 2008: o.S.).

Hall kritisiert zwei Theorien der Repräsentation, nämlich die abbildende oder mimetische und die intentionale oder subjektivistische. Erstere sieht die Bedeutung im Objekt selbst. Dabei dient Sprache als ein Spiegel, in dem die materielle Welt abgebildet wird. Demnach gibt es eine direkte Beziehung zwischen den Zeichen und den Dingen, die durch sprachliche Nachahmung vollzogen wird. Halls Kritik daran bezieht sich auf das Objekt als Zeichen. Er meint, das Zeichen könne nicht mit dem tatsächlichen Objekt gleichgesetzt werden. Der subjektivistische Ansatz wiederum reduziere Repräsentation auf die Intention des Autors. Die individuelle Verwendung der Sprache stelle demnach die Bedeutung her. Kritisiert wird daran, dass Sprache ein soziales System ist und auf gemeinsamen Konventionen und Codes beruhe. Somit könnten die subjektiven Gedanken alleine nicht die Quelle der Bedeutung von Sprache sein (vgl. Hall 1997 nach Hartmann/Kaluza/Rakic 2008: o.S.). Der dritte soziologische, konstruktivistische Ansatz widerspreche den beiden vorangegangenen Theorien. In der konstruktivistischen Theorie wird Bedeutung durch die Verwendung

repräsentativer Systeme konstruiert. Dabei symbolisiert bzw. repräsentiert ein Objekt ein Konzept.

„Dieses Konzept operiert innerhalb der Sprache als Zeichen und hat somit eine symbolische Funktion inne. Die Beziehung der materiellen, konzeptuellen und bezeichnenden Welt werden durch die kulturellen und linguistischen Codes beherrscht. Diese gegenseitige komplexe Beziehung produziert die Bedeutung.“ (ebd.)

Das Zeichen, welches der Sprache innewohnt, besitzt eine symbolische Funktion. Die Codes beherrschen die Beziehung der Konzepte und das produziert Bedeutung. Stuart Hall widmet sich dem Prozess der konfliktreichen Herstellung dieser Repräsentationen und den Machtspielen, die Bedeutungen festlegen. Diese Machtverhältnisse ermöglichen Welteinsichten und Identitäten und verschließen sich dem ‚Anderen‘. Weiters versucht er, die materiellen Praxen und Politiken von Repräsentation zu analysieren, und zeigt auf, dass identitätsstiftende Repräsentationspraxen umkämpft sind und herrschaftsmäßig durchgesetzt werden (vgl. ebd.). Hierbei sind Repräsentationen Bedeutungsproduktionen von und in Texten. Zum weiten Textbegriff zählen wie beim Sprachbegriff Bilder, Filme und andere visuelle Darstellungen (vgl. Hall 2004a nach Friecke 2012: S. 30).

„Sie erlangen erst dann Bedeutung, wenn sie im Zusammenhang, gegen- oder miteinander gelesen werden. Sie bedeuten also nicht aus sich selbst heraus, sondern akkumulieren oder spielen ihre Bedeutungen über eine Vielzahl von Texten und Medien hinweg gegeneinander aus. (...) Diese Anhäufung und Veränderung von Bedeutungen über verschiedene Texte hinweg wird Intertextualität genannt und das gesamte Repertoire an Bildern und visuellen Effekten, durch das Differenz in einem beliebigen historischen Moment repräsentiert wird, wird als Repräsentationsregime bezeichnet“ (Hall 2004a nach Friecke 2012: S.30).

Intertextualität bezeichnet somit die Anhäufung und Veränderung von Bedeutungen über unterschiedliche Texte, während Repräsentationsregime das gesamte Repertoire an Bildern benennt, durch das Differenz hergestellt wird. Nach Hall ist Differenz ambivalent und muss nicht unbedingt negativ verstanden werden.

„Sie kann sowohl positiv als auch negativ sein. Sie ist notwendig für die Produktion von Bedeutung, die Formierung von Sprache und Kultur, für soziale Identitäten und ein subjektives Bewusstsein des Selbst als ein sexuelles Subjekt. Und gleichzeitig ist sie bedrohlich, eine Quelle von Gefahr, von negativen Gefühlen, Spaltungen,

Feindseligkeiten und Aggressionen gegenüber dem anderen“ (Hall 2004a nach Friecke 2012: S. 31).

Differenz kann auch bedrohlich sein in der Beziehung zum ‚Anderen‘. Dabei spielt die Stereotypisierung eine wichtige Rolle als Repräsentationspraktik. „Stereotypisierung reduziert, essentialisiert, naturalisiert und fixiert ‚Differenz‘“ (ebd). Stereotypisierung dient der Inklusion und Exklusion, indem sie das ‚Normale‘ und Akzeptable definiert und das davon ‚Abweichende‘ ausgrenzt und diskriminiert. Dadurch „ist die Stereotypisierung Teil der Aufrechterhaltung der sozialen und symbolischen Ordnung“ (ebd.). Hall sieht eine enge Verbindung zwischen Repräsentation, Differenz und Macht innerhalb der Stereotypisierung. Eine Form der Stereotypisierung ist für Hall die Konstruktion der Rasse und der Rassismus. Dieser hätte lange historische Traditionen in Großbritannien, die in der Sklaverei, in kolonialen Eroberungen, ökonomischer Ausbeutung und Imperialismus wurzeln und auch heute in unterschiedlichen Formen Ausdruck finden. Drei Merkmale bestimmen demnach die diskursive Machtkoordination dieser historischen Konstruktion. Diese sind:

- „1. Ihre Bilder und Themen wurden um das fixierte Verhältnis von Unterwerfung und Herrschaft polarisiert.*
- 2. Ihre Klischees gruppieren sich um die Pole natürlich überlegener und natürlich minderwertiger Arten.*
- 3. Beides wurde aus der Sprache der Geschichte in die Sprache der Natur verschoben. Natürliche physische Kennzeichen und Rassemerkmale wurden zu unveränderlichen Zeichen der Minderwertigkeit. Die untergeordnete Stellung ethnischer Gruppen und Klassen erschien nicht als Resultat spezifisch historischer Verhältnisse (Sklavenhandel, europäische Kolonisation, aktive Unterentwicklung der unterentwickelten Gesellschaft), sondern als gegebene Eigenschaft einer minderwertigen Abstammung. Verhältnisse, die durch ökonomische, soziale, politische, militärische Herrschaft abgesichert waren, wurden in eine von der Natur zugewiesene Standesordnung transformiert und naturalisiert“ (Hall 1989a nach Friecke 2012: S. 31).*

Diese Stereotypisierung kann als Repräsentationspraxis in unterschiedlichen Diskursen stattfinden. Schwarze in der Populärkultur wurden und werden beispielsweise stereotypisiert

durch Begriffe wie ‚Sklave‘, ‚Eingeborener‘, ‚Gangster‘ oder ‚Clown‘ (vgl. Hall 1989a/2004a nach Friecke 2012: S.31).

Macht als ein Element von Repräsentation ist unbestritten. Hier geht es um die Macht, zu kennzeichnen, zuzuweisen und zu klassifizieren. Hall spricht hier von der symbolischen Macht und vom ritualisierten Ausschluss (vgl. Hall 2004a). Nicht nur im Sinne ökonomischer Ausbeutung oder physischen Zwangs, sondern in einem umfassenderen kulturellen oder symbolischen Sinne (vgl. Hall 2004a nach Friecke 2012: S. 32).

„Letzteres schließt die Macht mit ein, jemanden oder etwas auf eine bestimmte Art und Weise zu repräsentieren– innerhalb eines bestimmten Repräsentationsregimes; also die Ausübung symbolischer Macht durch Praktiken der Repräsentation. Stereotypisierung ist ein wesentlicher Bestandteil der Ausübung symbolischer Gewalt.“ (ebd.)

Jemanden zu repräsentieren bedeutet demnach, Macht auszuüben. Identitäten werden nach Hall auf Grundlage von Differenz konstruiert. So erfolgt die Vergewisserung des ‚Selbst‘ in Abgrenzung gegenüber dem vermeintlich ‚Anderen‘, wie beispielsweise durch die Verwendung von Dichotomien, wie sie von Said dargestellt wurden: Orient-Okzident, fortschrittlich-rückständig, rational-irrational und so weiter. Diese werden unter Machtaspekten häufig mit einer Aufwertung des ‚Eigenen‘ und einer Abwertung des ‚Anderen‘ benutzt.

„Gerade weil Identitäten innerhalb und nicht außerhalb des Diskursiven konstruiert sind, müssen wir sie als an spezifischen historischen und institutionellen Orten, innerhalb spezifischer diskursiver Formationen und Praktiken wie auch durch spezifische Strategien hergestellt verstehen. Überdies treten Identitäten innerhalb des Spiels von bestimmten Machtformen hervor, was vielmehr ein Effekt der Kennzeichnung von Differenz und Ausschluss denn ein Zeichen einer identischen, natürlich konstituierten Einheit – eine ‚Identität‘ in ihrer traditionellen Bedeutung: eine alles einschließende Gleichheit, bruchlos, ohne innere Unterscheidung – ist“ (Hall 2004b nach Friecke 2012: S.32).

Sein Verdienst besteht darin, dass er seinen marxistisch inspirierten Ansatz offen hält, sodass sein Werk viele Anknüpfungspunkte und Anregungen für Forschungen über den inneren Zusammenhalt verschiedener Gesellschaftsformationen beinhaltet. Hall sieht die Repräsentation als ein Hervorbringen von Bedeutungen in Gedanken, und zwar durch Sprache.

„Everything we say and mean is modified by the interaction and interplay with another person. Meaning arises through the ‚difference‘ between the participants in any dialogue.“ (Hall 2004 nach Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.74)

Hall spricht hier über die Modifikation unserer Worte, welche durch die Interaktion mit anderen Personen entsteht. Die Bedeutung, die wir Menschen zuschreiben oder Bildern zuordnen, entsteht somit erst durch Differenz. Als Aneignungspraktik wird der Konsum von Texten gesehen. Diese Sichtweise geht davon aus, dass die ‚LeserInnen‘ die Produkte zu ihrem ‚Besitz‘ machen. Sie lesen und stellen eine Bedeutung des Gelesenen her und verleihen dem Text dadurch Sinnhaftigkeit (vgl. Barthes 1977; Foucault 1988). LeserInnen interpretieren also in einem bestimmten Rahmen die Texte und führen somit eine produktive und kreative Tätigkeit aus (vgl. Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.74).

Die Praxis der Repräsentation umfasst Prozesse und Prämissen. Texte haben keine objektiven Bedeutungen und sind nur durch bestimmte Arten des Lesens, De-codierens zugänglich. Diese Arten zu lesen sind Interpretationen, die aus unterschiedlichen Rezeptionskonzeptionen bzw. soziokulturellen Zusammenhängen entstehen bzw. sich konstituieren. Von dieser Annahme ausgehend bedeutet dies, dass Texte keine eindeutige ‚Be-Deutung‘ haben, sondern mehrdeutig, polysemantisch sind. „Der Prozess der Bedeutungszuschreibung als Repräsentation setzt sich daher aus dem Gebrauch von Texten, aus der Bewertung und Klassifizierung durch Sprechende und Hörende, Malende und Betrachtende, Schreibende und Lesende zusammen.“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003 : S.74) Diese Bedeutungen, die ständig in Produktion und Reproduktion sind, regulieren gesellschaftliche Praktiken. Sie haben direkte Auswirkungen auf die gesellschaftliche Ordnung, da sie Wahrnehmungen, Werte und Normen strukturieren (ebd.).

8.1.2. Zwischen Blick, Sprache, Körper und Begehren

Die Frage nach der Repräsentation bildete in der Film- Bild-, und Theorieproduktion von westlichen KünstlerInnen und TheoretikerInnen der 1970er und 1980er Jahre einen Schwerpunkt (vgl. Schade 1994: S.10-25). Sie beschäftigten sich mit Bildern von

Männlichkeit und Weiblichkeit. Körperbilder standen immer schon in Verbindung mit Körpervorstellungen anderer institutioneller Felder der westlichen Gesellschaft, innerhalb derer Körperpolitiken betrieben wurden, beispielsweise in den Massenmedien oder im Erziehungswesen. Historisch besteht die Bildende Kunst zwar seit dem 15. Jahrhundert und ist als von anderen Feldern abgegrenzte Funktion definiert, doch muss sie sich immer wieder auf diese beziehen. Ihre Formen und Diskurse gehen jedoch in außerkünstlerische Formulierungen ein (vgl. Schade 1998: S.37).

TheoretikerInnen, die sich als KritikerInnen mit der Frage der Repräsentation beschäftigt haben, sind Kate Linker, Craig Owens, Lisa Tickner, Jaqueline Rose und Martha Rosler. In der Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Repräsentation, geriet den TheoretikerInnen und AutorInnen in den Blick, welche mythischen und medialen Konstruktionen die geschlechtsspezifische Position in und vor dem Bild erzeugt: „die Position der dem Blick – und der Phantasie – zu sehen gegebenen Gestalt und die Position des Blickenden und Wünschenden.“ (Schade 2002: S.83) Eine mediale Selbstreflexion wurde in Gang gesetzt, die eine Thematisierung auf der Ebene der technischen Apparate und Maschinen, aber auch auf der Ebene der Wahrnehmung die unbewussten Wechselwirkungen zwischen Bild und Blick, zwischen Selbst und ‚Anderem‘ ermöglichte. Schade schreibt, dies bedeute zugleich dem Doppelcharakter des Körpers gerecht zu werden. Einerseits als Signifikant in allegorischen Verweisungen, und als Ort, Medium oder Materialisierung semiologischer Prozesse (vgl. Schade 2002: S.84).

1984 und 1985 erschienen wichtige Texte zur Repräsentation. Die Texte von Kate Linker und Lisa Tickner brachten die vorausgegangene Theoriediskussion, die Ansätze der Linguistik bzw. Semiotik oder Semiologie, der Psychoanalyse und der Diskursanalyse von Machteffekten miteinander in Verbindung. Lisa Tickner beispielsweise argumentiert mit Bezug auf Barthes, Althusser und Heath und zeigt auf, dass die Theoretisierung des vergeschlechtlichten Subjekts mit einem Konzept von Ideologie als einem komplexen Set von Praktiken und Repräsentationen einherging.

„Das Verstehen wiederum der Repräsentanz des Sozialen im Unterbewussten des Subjekts wurde ermöglicht durch psychoanalytische Konzepte, über eine Anerkennung der Prozesse der sexuellen Differenzierung und die Instabilität der Geschlechter-Positionen im Sinne Freuds, der „reine Männlichkeit und Weiblichkeit“ als Konstruktionen mit ungewisser Bedeutung bezeichnet hatte.“ (Schade 2002: S.85)

In diesem Sinne meint Repräsentation den Komplex von Bild, Text und Praktiken als verschränkte Elemente von Sprache, die Subjekten vorausgeht. Der Prozess der Subjektwerdung, der mit der sexuellen Differenzierung einhergeht, ist in einem ständigen Prozess der (Re-)Formulierung von Bedeutungen innerhalb einer symbolischen Ordnung, die in die imaginäre Selbstwahrnehmung des Subjekts als einem Ideal interveniert. Auf dem Grund bereits zugeschriebener Bedeutungen, deren Adressierung der ‚Andere‘ ist, finden Identifikationen statt. Ohne eine der Repräsentation vorangehende Sprachlichkeit und ohne den ‚Anderen‘ sind weder Identifikation noch Erfahrungen denkbar.

„Repräsentation bedeutet also nicht Bild oder Kunst im Besonderen, sondern eine sprachliche Struktur, in der Bilder und Texte aufeinander verwiesen sind, um zu bedeuten.“ (Schade 2002: S:85)

Das können Formulierungen in den Massenmedien, aber auch Bilder in der Kunst sein. In jedem Gesellschaftsbereich kann diese sprachliche Struktur stattfinden. Wir hätten keinen unmittelbaren Zugang zum Realen, sondern würden die Welt nur durch Repräsentationen kennen (vgl. Schade 2002: S.85). Repräsentation ist somit kein Zeichen, das etwas wie die Wirklichkeit vertritt, sondern das Zeichen vertritt zunächst einmal sich selbst. Geschlechterdifferenz beispielsweise existiert nur in/durch Repräsentation. Das Konzept der Repräsentation fungiert als Schnittstelle zwischen der Gesellschaft/der Sprache und den einzelnen Subjekten. Es überzeugt vor allem auch, weil es eine Vorstellung davon bietet, wie sich ‚Sprachliches‘, sprich Konstruiertes in Körpern materialisiert.

Auch wenn wir keinen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit haben und unsere Welt durch Repräsentationen kennen, beeinflussen diese Repräsentationen uns und unsere Identitäten.

8.1.3. Auswirkungen der Bedeutungszuschreibungen auf die Konstruktion von Identität

Im Kapitel 4.4. ging es um die Bilder und wie sie entstehen, aber auch um die Mechanismen der Bedeutungszuschreibungen. Nun möchte ich die Auswirkungen dieser Bedeutungszuschreibungen beschreiben.

Bei der Frage nach den Effekten der Bedeutungszuschreibungen greifen repräsentationstheoretische Ansätze auf die Theorie Ferdinand de Saussures zurück, legen jedoch besonderen Wert auf die gesellschaftlichen Auswirkungen. Die Konstitution von Subjekten und die Produktion von Wissen sind zwei Themenbereiche, die hier insbesondere thematisiert werden. Michel Foucaults Ansatz ist an dieser Stelle relevant, denn er ersetzt Sprache als Repräsentationssystem durch Diskurs, verstanden als relationales Verhältnis von

Sprache und Praxis. „Die Foucaultsche Diskurstheorie beschäftigt sich mit Repräsentationen als Ort und Quelle der Wissensproduktion.“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.75) Foucault hat untersucht, wie bestimmte Bedeutungen als Wahrheit dargestellt werden und wie diese Normalisierung und Legalisierung funktioniert. In diesem Verständnis ist Wissen keine Widerspiegelung von Wahrheit, sondern eine produktive und konstituierende Kraft. Demnach sind auch Bedeutungskonstruktionen keine harmlosen Prozesse, sondern Formen der Machtausübung (vgl. Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.75).

Bedeutungsnetze sozialer Äußerungen wäre eine Erklärung des Begriffs Diskurs²⁷. Diskursive Formationen werden als die Gesamtheit von Ereignissen, die sich auf dasselbe Objekt beziehen, bezeichnet. Das Subjekt kriegt hernach in diesem Konzept eine neue Rolle oder Position, in der er nicht als rational handelndes Vernunftsubjekt, sondern als Teil der diskursiven Formation und somit als gesellschaftlich konstruiert betrachtet wird.

„But the discourse also produces a place for the subject (i.e. the reader or viewer, who is also ‚subjected to‘ discourse) from which its particular knowledge and meaning most makes sense. It is not inevitable that all individuals in a particular period will become the subjects of a particular discourse in this sense, and thus the bearers of its power/knowledge. But for them – us – to do so, they – we – must locate themselves/ourselves in the position from which the discourse makes most sense, and thus become its ‚subjects‘ by ‚subjecting‘ ourselves to its meaning, power and regulation. All discourses, then, construct subject-positions, from which alone they make sense.“ (Hall 1997 nach Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.75f)

Im Diskurs erhält das Subjekt einen Platz, von dem aus das jeweilige Wissen und die Bedeutung Sinn machen. Alle Individuen können in diesem Sinne zu einer bestimmten Zeit zu Subjekten eines bestimmten Diskurses werden. Wir greifen also auf Klassifikationen und Schemata zurück und machen uns ein Bild von uns, von anderen Menschen, von der Welt und vom Verhältnis dieser Fremd- und Selbstwahrnehmung. Subjektpositionierung und damit zusammenhängend die Ausbildung von Identität sind Prozesse, die somit nie abgeschlossen werden und stets in Bewegung und Veränderung sind. Nixon (1997 nach Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.76) sagte hierzu, Konstruktionen und Fiktionen seien wichtig, um in der Welt zu operieren, sich in Relation zu ‚Anderen‘ zu stellen und um einen Sinn des Seins zu organisieren.

²⁷ Siehe auch Kapitel 1.5.

Stereotypisierende Menschenbilder stellen feststehende Vorstellungen über einzelne Personen und gesellschaftliche Gruppen und deren Eigenschaften. Sie sind vereinfachte und vereinfachende, meist negative Bilder über Personen oder Gruppen von Menschen. Als dauerhafte Vorstrukturierung der Wahrnehmung äußern sie sich und bilden eine anhaltende Meinung. Jedoch spiegeln Stereotype nicht unbedingt verwurzelte Vorurteile wider, sondern sind eher implizit vorhanden und unkritisch übernommen. Sie basieren auf Überhöhung und Aufwertung der eigenen Eigenschaften und der Abwertung der ‚Anderen‘.

„Typisierungen, allgemeine Klassifikationsschemata und Charakterisierungen sind Voraussetzung für die Produktion und Interpretation von Bedeutungen. Stereotypisierungen hingegen (be-)nutzen diese Charakteristika, indem sie eine Person auf sie reduzieren, Differenzen essentialisieren und somit Unterscheidungen in ‚normal‘ und ‚abweichend‘ fixieren.“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003 : S.76)

Der Prozess von der Bildung und Abbildung von Menschen führt uns zur Reproduzierung von Stereotypen. Dieser Prozess ist dynamisch, unabgeschlossen und nicht zu vollenden. Dieser Kreislauf stellt im Alltag einen gesellschaftlichen Raum dar, in dem Bedeutungen durch Interaktionen von Sprechenden und Hörenden verhandelt werden. Bedeutungen werden durch die Reproduktion von Texten und die Praxis der Repräsentationen verhandelt (vgl. (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.76f).

Die Reproduzierung von Stereotypen, die ‚Andere‘ zu ‚Anderen‘ machen und ihnen bestimmte Eigenschaften zuschreiben, war im Imperialismus und Kolonialismus ausschlaggebend.

8.2. Frauen, Imperialismus und Kultur

In Kapitel zwei beschrieb ich nach Oloff die reflektierende Haltung, die eine feministische Theorie verlangt. Die doppelte Reflexion nach innen und außen fand nicht immer statt. Die Kritik der postkolonialen Feministinnen fängt nicht zuletzt in ihren eigenen Reihen an, denn sie untersuchen nicht nur die Rolle von Männern im Kolonialismus, sondern auch die von Frauen, und sie analysieren nicht nur Theorien außerhalb des Postkolonialismus, sondern auch jene in der eigenen Perspektive.

Edward Saids Orientalismustheorie ist für die postkoloniale Theorie und auch die postkolonialen Feministinnen von großer Wichtigkeit. Wie bereits erwähnt, fängt die Kritik der postkolonialen Feministinnen nicht zuletzt bei einem der Gründerväter der postkolonialen Theorie an. Im Folgenden will ich näher auf die von Feministinnen geäußerte Kritik an

Edward Said eingehen und den Blick auf die Abwesenheit von Frau(en) in seiner Theorie eröffnen. Wie Geschlecht im Kolonialismus und Imperialismus instrumentalisiert wurde und welche Rolle die Kultur spielte, auch diese Fragen werden nun thematisiert.

„Nicht zufällig waren es auf beiden Seiten der kolonialen Grenzziehung insbesondere Frauen, die als Marker für nationale und kulturelle Differenz instrumentalisiert wurden.“ (Walgenbach 2004 nach Varela/Dhawan 2005: S. 19)

Die untergeordnete Stellung der Frau war für die Kolonialmächte ein Legitimierungsgrund und ein Signum, dass kolonisierte Länder durch die Kolonialherren reformiert werden müssten. Als Beispiel dafür hat Spivak die Witwenverbrennung gebracht. Dass vor allem Frauen als Marker für Differenz instrumentalisiert wurden, macht die Analyse dieser Felder der Repräsentation und Wissensproduktion der Frauen als Machtverhältnis besonders interessant.

In ihrem Werk *Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung*, welches hauptsächlich in das Forschungsfeld der postkolonialen Theorie einführt, wird die fehlende Berücksichtigung der Genderanalyse bei Said festgehalten. Doch obwohl Said dies selbst gesteht, begnügte er sich mit dem Hinweis, „der Orientalismus [ist] nur für die männlichen Orientalen interessiert und [stellt] insoweit einen männlichen Diskurs [dar].“ (Varela/Dhawan 2005: S.43) Der Orient wurde als Ort verbotener sexueller Praktiken imaginiert. Dort wurde den Frauen die Rolle eines passiven, schweigsamen und willigen Subjekts zugeschrieben. Zudem wurde die koloniale Beziehung immer als heterosexuell betrachtet, in der die Frau den Orient darstellen sollte, der vom Okzident beherrscht wird, und in der der Okzident den männlichen Herrscher verkörperte. Wie Lewis und weitere KritikerInnen schon zuvor bringen Varela und Dhawan die Kritik an Saids Theorie auf den Punkt, indem sie auf die Abwesenheit der Frau darin aufmerksam machen. Über die Rolle der kolonialen weißen Frau innerhalb des Empires und auch bei der Produktion kolonialer Textualität wurde gänzlich hinweggesehen. „Womit er nicht nur ihr Mitwirken am Kolonialismus, sondern auch ihren Widerstand gegen die dominanten Diskurse eines maskulinierten Imperialismus unberücksichtigt lässt.“ (Varela/Dhawan 2005: S.44) Wenn Frauen präsent sind, dann im Rahmen des orientalisierten Diskurses: als passive Subjekte, in Form von Tauschware, angeboten, gestohlen oder verboten. Als Zeichen der männlichen Macht oder ein Mangel dessen. Der sexuelle Gebrauch oder die Produktivität der Frauen scheinen ihrer gegenwärtigen Präsenz und ihrem Bewusstsein zu entsprechen. Sie sind letztendlich orientalisiert, wie Said es nennen würde:

„[Orientalized] into the perceptions and the language which express, but also elaborate on, the uses men have for women within exploitative societies.” (Lewis 1996: S.21)

Um zu verhindern, dass Frauen also marginalisiert werden, müssten Frauen als Akteurinnen im Orientalismus inkludiert werden, jedoch „without losing the complexities of their relationship to domestic discourses on both sides of the Orientalist divide.” (Lewis 1996: S.21) Feministische postkoloniale Ansätze widmen sich diesen Beziehungen, Markierungen und Bildern (ebd.).

Reine Lewis’ Publikationen *Gendering Orientalism: Race, Feminity and Representation* und *Rethinking Orientalism: Women, Travel and the Ottoman Harem* haben einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung der Repräsentation von Frauen und von Künstlerinnen erzeugten Darstellungsformen geleistet.

In der Einführung des 1996 erschienen Buches *Gendering Orientalism* schreibt Lewis, geht es um das Problem der Beziehung zwischen Imperialismus, Frauen und Kultur. Ohne der Zustimmung, dass Gender, Rasse und Subjektivität komplex, vielfältig und unbestimmt sind, sei es schwierig, Strategien zu finden, mit denen „the present naturalization of past power relations“ (Lewis 1996: S.1) anzufechten sei. Ihr Fokus liegt auf zweierlei: die Rolle der europäischen Frau als kulturelle Agentin und die konstitutive Rolle der Kultur in der Formation von imperialen Beziehungen. Einer der Ziele des Beitrags ist, wie Lewis schreibt, das Verständnis für die Möglichkeit und Rezeption der Beteiligung von Frauen in der Produktion imperialer Kultur anzuheben. Frauen waren genauso Teil der Produktion der sogenannten orientalischen Kultur und somit der Marginalisierung der ‚Anderen‘ (vgl. Lewis 1996: S.2f).

„I also want to intervene in debates about the specificity of the female gaze as part of a critical movement that has undercut the potentially unified, and paradigmatically male, colonial subject outlined in Said’s Orientalism in 1978.” (Lewis 1996: S. 3)

Zum ersten Mal in der Auseinandersetzung rund um Saids Thesen, argumentiert Lewis, dass orientalische Bilder von Frauen eben nicht Repräsentationen von Frauen sind, sondern durch Frauen produzierte imperialistische Bilder. Weiters ist Lewis überzeugt, dass das Verstehen der gegenseitigen Unabhängigkeit der Kategorien ‚race‘ und Gender im kolonialen Diskurs erst durch eine tiefgründige Analyse der Produktion der von Frauen erzeugten Repräsentation, ermöglicht werden kann.

„Race“ und Gender

Den Zusammenhang zwischen dem Diskurs „race“ und Gender sieht die Kulturwissenschaftlerin folgendermaßen: “I shall argue not only that discourses of gender (by which were produced identities as masculine or feminine) were racialized and that discourses of race (by which were produced racialized and national identities) were gendered.” (Lewis 1996: S.12) Genderdiskurse produzieren männliche und weibliche Identitäten. Rassismus und Gender sind zwei ineinander greifende Diskurse, die beide für einen Zweck instrumentalisiert wurden. Kultur entstand in Frankreich und England im 19. Jahrhundert, demgemäß durch die Konstruktion und Exklusion des „racialized“ bzw. des „orientalized“ „other“ (vgl. ebd.).

Die Welt der Repräsentationen wird generell als männlich erachtet, doch Lewis behauptet nicht nur, dass Frauen, wie schon oben erwähnt, ein Teil dieser sind, sondern dass sie sogar die kulturellen Produzenten des Felds überhaupt sind. Die imperiale Ideologie hatte genauso ihren Einfluss auf die westliche Frau, wie Lewis schreibt: „(...) I shall demonstrate the pervasive effects of imperial ideologies on female subjects and their particular, gendered, interpellation into imperial discourse.” (Lewis 1996: S.14) Das sollte jedoch nicht bedeuten, dass es entweder böse Rassistinnen oder gute Revolutionärinnen gibt. Stattdessen erlaube dies eine nähere Untersuchung, wie die imperiale Expansion, die sie als heranwachsende Individuen beeinträchtigte, sie in koloniale Ideologie und imperiale Beziehungen involvierte (vgl. ebd.).

Seit Saids Buch 1978 erschienen ist, wurden die Analysen über Imperialismus und koloniale Kulturen politisiert. Wissen wird seit jeher nicht als neutral gesehen. Said wurde stark wegen des monolithischen Konstrukts des Orientalismus kritisiert. „The absence in his initial formulation of attention to gender, either in the representation of women or the contribution of women to cultures of colonialism” (Lewis 2002: S.212), war ein weiterer Hauptkritikpunkt der Feministinnen. Autorinnen wie Lisa Lowe (1991), Sara Mills (1991), Billie Melman (1992) und Jenny Sharpe (1993) versuchten diese Abwesenheit von Frauen in Saids Theorie durch ihre Arbeiten richtig zu stellen. Gayatri Spivaks Arbeiten spielten hierbei direkt oder indirekt eine gewaltige Rolle. Ihre Analysen der historischen und wirtschaftlich globalen Beziehungen, die Machtdiskurse strukturierten und die Wissen über den zusammenhängenden Prozess von Gender, Rassismus und klassenspezifische Formationen prägten, waren für die Entwicklung der postkolonialen feministischen Kritik maßgeblich.

„Demonstrating that western women did contribute to imperial cultures as writers, artists and commentators and that women of all classes were engaged in the

constitution of colonial relations in the colonies is now no longer remarkable in the way that it was 15 years ago.” (ebd.)

Das schreibt Lewis im Zusammenhang der Subjektivierung von Frauen zu Zeiten der kolonialen Herrschaft. Deborah Cherry war eine dieser Autorinnen, die durch ihr Werk *Beyond the Frame* (2000) zeigte, wie Imperialismus einen physischen Raum für “the modelling of alternate white feminities” (ebd.) bot. Ebenso ist ihr die Beleuchtung vom Zusammenhang zwischen visueller Repräsentation und politischer Repräsentation zu verdanken. Cherry zeigte, wie der feministische Orientalismus die Konzeptualisierung des modernen Selbst für britische Feministinnen strukturierte. Viele weitere AutorInnen zeigten auf, wie der Einfluss von Kolonien die britische Kultur historisch, dialektisch sowie diskursiv prägte. Orientalismus und kolonialer Diskurs sind nicht zwei dichotom gegenübergestellte Seiten, sondern produzierte, diskursivierte Konflikte multipler Teilnehmer. „This allows for the heterogeneity of native voices and operates as a corrective to the dangers of homogenizing native or subaltern subjects by minimizing differences of class, religion and ethnicity.” (vgl. Lewis 2002: S.213f) Homogenisierung oder Minimalisierung der Differenzen bergen große Gefahren in sich und sollten durch Heterogenität und das Zulassen unterschiedlicher Stimmen verhindert werden.

„It’s possible to draw on Orientalism’s critique of colonial discourse without rendering the oriental subject as always unfailingly objectified and passive.” (Lewis 2002: S.214) Ruth Bernard Yeazell (2000) „is more of an apologist for western artists and writers previously taken to ask for complicity in Orientalist imperialism.” (Lewis 2002: S.215) Sie argumentiert, dass die Realität nicht die Grundlage bei Repräsentationen des Harems ist. Für viele westliche Orientalisten seien die Fantasien des Orients als *harems of mind* verstanden worden. Lewis stimmt mit Yeazell in dem Punkt überein, dass die westlichen Stereotype nicht einfach gelöst werden durch das Abstempeln der Westler als ‚böse‘ Imperialisten. Doch findet sie die Basis, auf der jene argumentiert, nicht immer gut begründet. Lewis antwortete in ihrer Arbeit 1996 darauf. Sie behauptet, dass Orientalismus nicht als intentional und monolithisch gesehen werden solle. Auch Yeğenoğlu (1998) meint, dass eine solche „citational nature of such alternative Orientalisms“ (ebd.) dem effizienten dominanten Orientalismus zu Macht und Wissen verhilft. Die Natur der Fantasie hat immer soziale und historische Wurzeln und ist Teil der Machtverhältnis- Wissens-relation. Yeazell argumentiert, dass „the self-acknowledged fantasy status of dominant Orientalist representations reveals that Orientalism was never entirely bound up with a „will to dominate the Orient imperially“ (ebd.). Erkennt

haben wir, dass die Repräsentationen und Darstellungen des Orients meist bewusste Fantasien sind, doch das an sich ändert nichts an ihrer Position außerhalb der Ideologie.

8.3. Problematiken des akademischen Mainstreams

8.3.1. Weißheit

Broeck ist der Ansicht, weiße Grundannahmen würden ‚unsere‘ Epistemologien, Methodologien und Politik(en) bestimmen. Dabei meint sie unter anderem sich selbst als weiße Akademikerin. Denn trotz theoretischer Bemühungen, die epistemologische Herrschaft ethnozentrischer Standards einer post-aufklärerischen Tradition aufzuheben, bleibt diese Subjektposition als ‚default position‘ festgelegt.

„Eine Festlegung, die sich in einer exklusiven Perspektive auf die Welt zeigt, im Ausweichen vor wirklichem Dialog mit Intellektuellen, die nicht von westlichen akademischen Zentren aus sprechen, in universalen Repräsentationsansprüchen und in einer weitverbreiteten Unfähigkeit, nichtweiße Autorität als Ausgang und Maßstab für die eigene anzuerkennen.“ (Broeck 2002: S.89)

Als Problematik des akademischen Mainstreams und Herausforderung der Gender Studies betrachtet Broeck dieses Phänomen und sieht ihre Thesen als einen Ansatz zur Erarbeitung einer anderen Ethik. So habe eine größtenteils weiße akademische Gemeinschaft in Europa bislang Weißheit nicht als Position anerkannt, die tief in den epistemologischen Traditionen verwurzelt ist, jedoch nicht notwendigerweise an Vorurteile und rassistische Annahmen gebunden sei. Dabei wurde der europäische Konsens über die eigene Überlegenheit zu einer kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Gegebenheit, die von Wissenschaftlern, Politikern, Philosophen ‚gemacht‘ und ‚durchgesetzt‘ wurde.

Dabei sei das moderne kulturelle Phänomen einer Gleichsetzung von Weißheit und entwickelter Zivilisation das Resultat einer langen diskursiven Entwicklung. Sie hat ihren Ursprung in Vorstellungen der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen.

„Dieser Assoziationsprozess funktionierte auf ziemlich überhebliche und selbstgerechte Weise in einer Verknüpfung von Gehirngröße mit Intelligenz, von Intelligenz mit Zivilisation, Zivilisation mit Ambition, Ambition mit Dominanz, Dominanz mit technologischer Mobilität und fortgeschrittenen Produktionsmitteln, und nutzte so die Praxis eines sogenannten Empirismus direkt, um die Verachtung und Unterordnung anderer Menschen zu rechtfertigen.“ (Broeck 2002: S.90)

Broeck nennt hierfür ein Beispiel zur Veranschaulichung. Die kartesianische Logik sei eine lokale Konfiguration ohne Berechtigung auf universellen menschlichen Standard. Doch die Vorstellung, dass man die Welt durch den denkenden (weißen europäischen) Verstand besitzen und nach dem eigenen Spiegelbild gestalten könne, „kann im Wissen darum, dass viele Sprachen der Welt epistemologische Grundannahmen wie das kartesianische ‚cogito, ergo sum‘ nicht ermöglichen, nur als von partikularen Interessen geprägte Konstruktion gelesen werden.“ (Broeck 2002: S.91) Als Markenzeichen betrachtet Broeck die Arroganz, die Anmaßung und die Sicherheit niemals für offensichtlich erfundene Erklärungen und Klassifizierungen verantwortlich gemacht zu werden (vgl. ebd.).

Die Konstruktion der Kategorie ‚weiß‘ diene der Rationalisierung der historischen Mobilisierung weißer Subjektpositionen. Dabei wurde das Recht des Menschen auf Erkenntnis, Selbstbesitz und Beherrschung in einem Zirkelschluss der aufklärerischen Gelehrten weißen westlichen Europäern zugeordnet.

Das Repertoire von Weißheit, welches kritisch reflektiert werden müsste, beschreibt Broeck provokativ:

„ein innerer Zwang, das Ungeformte formen zu wollen, sich der Umgebung aufzuzwingen; eine Unfähigkeit, Dinge so zu lassen wie sie sind; ein Wille zur Vervollkommenung im Sinne zum Beispiel Lockes, Calvins und Arnolds; Ichbezogenheit; Naivität in bezug [sic!] auf Privilegien; (...) die Selbstermächtigung, die Welt durch wertende Beobachtung zu erkennen (zu besitzen); die Annahme, das, was einem selbst gefällt, sei ein Geschenk für den Rest der Welt; (...) der Wunsch nach Aneignung auf allen möglichen Ebenen (...), die Erwartung von Objektivität als Möglichkeit; (...) ein Gefühl der persönlichen und historischen Unschuld (...).“ (Broeck 2002: S.91f)

Broeck geht einen Schritt weiter und ergänzt ihre Argumentation durch einen Blick auf die geschlechterbewusste Erzeugung der aufklärerischen Grundannahmen über Rasse und Zivilisation. Weiße Epistemologie²⁸ musste Weißheit von Rasse und Geschlecht bereinigen. Vor allem das Zusammenspiel beider, die Rassenmischung, wurde gefürchtet, da sie eine Verunsicherung weißer Männlichkeit bedeute. Für weiße post-aufklärerische Wissenschaftler war dies eine Herausforderung, da sie weiße Überlegenheit nur mit der Konstruktion unbefleckter weißer Männlichkeit begründen konnten. Interessant hierbei ist, dass weiße

²⁸ Philosophie und ab dem 19. Jahrhundert weitere Disziplinen wie Ethnologie und Anthropologie.

Feministinnen nicht durch eine Dekonstruktion der rassistischen und rassistischen Implikationen auf eine Entwertung des Weiblichen als „minderwertig“ reagiert haben, sondern mit dem Versuch an der Logik weißer Subjektivität teilzuhaben (vgl. Broeck 2002: S.92).

Die Dominanz von Weißheit in feministischen Argumentationen stehe in einer ungebrochenen Kontinuität, die von frühen Feministinnen wie Wollstonecraft bis zu postmodernen feministischen Theoretikerinnen reicht. „Ein großer Teil der inspirierten Dynamik und der libertären Paradigma des weißen Feminismus bleibt in einer Lockeschen Anti-Sklaverei Rhetorik verfangen.“ (Broeck 2002: S.93) WissenschaftlerInnen seien sich einig, dass Locke kompromisslos für die Rechte und Pflichten des entstehenden bürgerlichen Individuums und seiner politischen Vertretung stand. Er plädierte zwar eindringlich für Freiheit, doch gleichzeitig beschränkte sich das Recht auf Selbstbesitz nur auf ‚weiße Europäer‘. „Die reduktive Konfiguration von Sklaverei zu einer Metapher ist so untrennbar mit jener humanistischen Erzählung von europäischer Freiheit verbunden, die Liberalismus und Feminismus als Domäne von Weißheit kennzeichnet.“ (ebd.)

Metaphorisch benutzten westliche Feministinnen den Begriff der Sklaverei, weil ein direktes Zusammentreffen weiblicher Emanzipationsbestrebungen mit dem Kampf für die Abschaffung der Sklaverei gegeben war. Aber auch, weil Sklaverei als Metapher für erniedrigende und unterdrückende Verhältnisse gilt. Vom Beginn des 20. Jahrhunderts an war die weiße geschlechtsbewusste Rhetorik mit der Bildsprache der Sklaverei versehen. Doch die aktive Rolle weißer Frauen in einer rassistisch strukturierten gesellschaftlichen Ökonomie wurde konsequent ignoriert oder blieb unerkannt. Immer wieder haben sich weiße Feministinnen als Objekte patriarchaler und kapitalistischer Unterdrückung positioniert. Seit sehr kurzem aber werden weiße Frauen gefordert, ihre Position der Unschuld aufzugeben und Verantwortung für ihre aktive Rolle in Strukturen gesellschaftlicher Unterdrückung zu übernehmen.

„Eine radikale Anerkennung unserer ethischen und epistemologischen Interessenbindungen und ihrer Eingebundenheit in Weißheit und ‚racialisation‘ wird zu einem Paradigmenwechsel führen, der mindestens so weitreichende Konsequenzen haben wird wie der, den (weiße) Gender Studies innerhalb der westlichen akademischen Welt in den letzten Jahrzehnten herbeigeführt haben.“ (Broeck 2002: S.94)

Wenn die Komplexität von ‚racialisation‘ und Ethnozentrismus einbezogen wird, werde es nicht mehr möglich sein, theoretische und methodologische Errungenschaften als gegeben zu betrachten, meint Broeck.

Weißer Subjektivität soll thematisiert werden, da sich hinter einer

„‘feministische[n] Koketterie der Solidarität‘ mit anderen Frauen als Unterdrückte eine nicht eingestandene weiße Arroganz und Dominanz verbirgt. Oft wird die Stimme der Unterdrückten eingenommen, ohne sich der eigenen Beteiligung an eben dieser Unterdrückung bewußt zu sein. Weiße Frauen können nicht von allen Ländern eine globale weibliche Verbundenheit oder ein Interesse an ihnen selbst als Frauen voraussetzen, wenn sie weiterhin die alleinige Definitionsmacht beanspruchen, wenn sie sich in offenkundiger Verneinung der eigenen gesellschaftlichen Position – als quintessentielle Opfer darstellen. Weißer Feminismus- und Gender Studies auf der akademischen Ebene – haben weiße Frauen gelehrt, Selbsthass zu überwinden und anzufangen, mit uns selbst ‚zufrieden‘ zu sein.“ (Broeck 2002: S.95)

Dieser Fortschritt sei nur mit Vorsicht zu genießen, denn wer ‚wir‘ sind, beinhaltet ebenso unsere Prägung durch eine geschlechtsspezifisch strukturierte gesellschaftlichen Ökonomie, und auch einer von rassistischen Strukturen geprägten Gesellschaft. Die Autorität von ‚people of color‘ zu akzeptieren, heißt auch, dass ‚wir‘ den Schritt von einer desinteressierten Ablehnung von Kolonialismus und/oder Rassismus hin zu der Anerkennung zu machen, dass ‚wir‘ in weiße ethnozentrische Praktiken und Gewohnheiten, in Phantasien von Kontrolle, in Ignoranz, und in willentliche Ausübung von Privilegien eingebunden sind (ebd.).

8.3.2. Soziale Konstruktionen

Im von Stuart Hall 1994 verfassten Artikel Rassismus und kulturelle Identität weist er auf die soziale Konstruktion der Kategorie ‚Schwarz‘ hin. „Neben der machtvollen Hervorbringung von identitären Wirkungen hat die Konstruktion von Kategorien wie ‚race‘ und ‚Schwarz‘ auch materialisierte und verfestigte strukturelle Konsequenzen zur Folge.“ (Frankenberg 1996 nach Groß 2007: o.S.) Eine Konstruktion sei es deshalb, weil ‚Schwarz‘ keine real existierende Gruppe sei, sondern erst durch die Benennung, die Identifikation, die der Gruppe zugeschrieben wird, konstruiert wird. Dabei sei die diskursive Erzeugung der Kategorie ein gewaltförmiger Akt, durch den Bedeutungen produziert werden. Deswegen gebe es als schwarz bezeichnete Menschen nur deshalb, weil sie diskursiv erzeugt wurden, und nicht aufgrund von vordiskursiven Realitäten (vgl. Groß 2007: o.S.).

„Entscheidend ist hingegen, dass in der Bildung der Kategorie Schwarz Homogenisierungen und Zuschreibungen greifen und dadurch das Andere erzeugt wird. Die Kategorie Schwarz fungiert also als politische Kategorie und ist keine unschuldige Beschreibung.“ (Groß 2007: o.S.)

Ethnisierende und exotisierende Abwertungen und Zuschreibungen verbunden mit Rassismus wurden in Zusammenhang mit der Kategorie Schwarz im kolonialen und rassistischen Diskurs mit visuellen Bildern und literarischen Erzählungen artikuliert. Die Konstruktion der Kategorien ‚race‘ und ‚black‘ ist durch ideologische Bedeutungszuschreibungen geprägt. Dabei war die Artikulation von Schwarz an sich eine Repräsentation durch hegemoniale Positionen, die das Schaffen des ‚Anderen‘ beabsichtigten. Beide Kategorien werden im anglo-amerikanischen Sprachraum durch einen Selbstartikulationskampf zurückerobert: „In diesem Kampf vollzieht sich eine Veränderung im Bewußtsein, in der Selbstwahrnehmung, ein neuer Prozeß der Identifikation, das Hervortreten eines neuen Subjekts ins Sichtbare.“ (Hall 1994 nach Groß 2007: o.S.)

8.3.3. Othering

Das Machen der Welt (‚worlding‘) als diskursives, imperiales Produkt ist eine Praxis der Repräsentation (vgl. Spivak 1990: S.1; 7). Die Welt als diskursives Projekt schafft Wahrheitskonstruktionen, die Wissen produzieren (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2010: S.278). ‚Othering‘ steht für die Repräsentation des Fremden, um das Eigene, das Selbst zu konstruieren. Dabei stellt der Fremde das ‚Unterentwickelte‘ dar. Das ‚Andere‘ führt zum Konstruieren des Eigenen, in diesem Fall das ‚Entwickelte‘, das ‚emanzipierte, weiße Subjekt‘ (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2010: S.279). Wenn die Einen die ‚Anderen‘ als unterentwickelt repräsentieren, entsteht die Vorstellung im Umkehrschluss, dass die Einen entwickelt sind. So entspringt der Wert des ‚Westens‘ dem Mangel an Wert vom ‚Rest der Welt‘. Dabei fungiert die hergestellte Unterlegenheit als Mittel, um das Eigene zu bestärken und eine Überlegenheit zu schaffen. Zuerst muss das Eine konstruiert werden, damit das ‚Andere‘ im Kontrast dazu entstehen kann. Die Indienstnahme des ‚globalen Südens‘ resultiert aus einem Repräsentations- und Wissenssystem, in dem ‚Othering‘ betrieben wurde und weiterhin betrieben wird (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2010: S.274; 277). Dabei leistet diese Abgrenzung einen erheblichen Beitrag in der Schaffung von Identitäten.

Spivak nennt diesen Prozess ‚Othering‘, weil er eine aktive Herstellung des ‚Anderen‘ darstellt. Homi K. Bhabha, ein indischer Kulturwissenschaftler, schreibt, dass erst durch die

Kontrastierung von Eigenheit und Andersheit soziale Souveränität und menschliche Subjektivität sich entwickelte (vgl. Bhabha 2000: S.90). Stuart Hall sieht im ‚Othering‘ einen Dualismus, bei dem der ‚Rest‘ von konstitutioneller Bedeutung ist, da ohne ihn ein ‚Westen‘ nicht darzustellen ist. So kann das Eine ohne das ‚Andere‘ nicht existieren.

„Nur vor dem Hintergrund dieses kolonial-diskursiven Hierarchiekonstrukts kann der ‚westliche Entwicklungsexperte‘ dem ‚Unterentwickelten‘ helfen und daraus folgt eindeutig: Die Entwicklungszusammenarbeit steht in direkter Abfolge des kolonialen Diskurses und dem Prozess des ‚Othering‘.“ (Buckendahl 2012: S.39)

So wird ‚Entwicklung‘ aus postkolonialer Sichtweise ebenso als ‚paternalistische Mission‘ empfunden und kritisiert (vgl. Groß 2007: S.2). Ein Kontinuum kolonialer Machtverhältnisse.

8.3.4. Ausschluss

Bereits in den 1980er Jahren haben schwarze Frauen im deutschsprachigen Raum ihre Stimme erhoben und kritische Positionen eingenommen. Trotz feministischem Engagement wurden sie in den feministischen Mainstream nicht aufgenommen und in hegemonialen feministischen Konzepten nicht diskutiert. Zehn Jahre später, mit dem Aufkommen postkolonialer Standpunkte, fand eine Aufnahme des feministischen Mainstream statt. In den USA ist ein Vorsprung in der Debatte rund um ‚race‘ und dem Interesse an postkolonialen Diskurse zu beobachten, der mit den Erfolgen der Bürgerrechtsbewegung zu erklären ist. Die Verzögerung im deutschsprachigen Raum jedoch kann als Merkmal „der zugrunde liegenden Problematik angesehen [werden]: dem Ausblenden der Kontinuität rassistischen und völkischen Denkens auch innerhalb emanzipatorischer Theorieansätze (siehe auch: Critical Whiteness).“ (Groß 2007: o.S.)

Mohanty hat 1998 schon klar formuliert, wie die Produktion der ‚unterdrückten Frau‘ der sogenannten Dritten Welt konstitutiv für die Produktion der emanzipierten westlichen Feministin ist. Davor kritisierte Spivak (1990) das Engagement der Feministinnen des Nordens für die Frauen des Südens, das sie als ‚paternalistische Mission‘ begriff. Spivak beschäftigte sich mit dem Zusammenhang zwischen Imperialismus und Feminismus und stellte eine schwesterliche Verbundenheit zwischen westlichen Feministinnen und Frauen aus kolonisierten Ländern in Frage. Dabei ist das Sprechen für bzw. im Namen ‚der Frau‘ hinsichtlich unterschiedlicher Positionierungen, Klasse, Religion, Nationalität, Kultur, subjektiven Erfahrungen zentraler Kritikpunkt am westlichen Feminismus.

In den Arbeiten, die postkoloniale feministische Positionen einnehmen, wird stets betont, dass die Welt immer im Kontext des Kolonialismus verstanden und analysiert werden muss. Aufgrund dessen muss auch die feministische Perspektive einen besonderen Blick auf die Welt haben. Hegemoniale Diskurse, Sprache, Schrift und Bilder sind nicht jenseits des Kolonialismus zu betrachten, sondern durch den Kolonialismus geprägt. Durch die Produktion des Diktums ‚the west and the rest‘ (Hall 1994: 137ff) sind spezifische machtvollen Wissenssysteme hervorgebracht worden, auf die bis heute Sichtweisen und Deutungsmuster zurückzuführen sind (vgl. Groß 2007: o.S.).

Die Position der postkolonialen Theorie soll eurozentrischen, imperialistischen und weißen wissenschaftlichen und politischen Blicken differente Subjektivitäten von Gesellschaften entgegenstellen und das ‚So-geworden-sein‘ von Wahrheitssystemen rekonstruieren, Systemen, die von Ausschluss, Homogenität und Alterität geprägt sind. Dabei soll der Versuch unternommen werden machtvollen Prozesse zu durchbrechen und das „So-geworden-sein“ auch zu untersuchen.

„Diese Verbindung von Erkenntniskritik mit Gesellschaftskritik, die in der feministischen postkolonialen Theorie vorgelegt wird, ist eine dringend notwendige Erweiterung feministischer Theorien. Sie kann auch als eine konsequente Weiterführung feministischer Wissenschaftskritik verstanden werden, die wie Sand im Getriebe feministische Positionen mit ihren eigenen Ausschlüssen und ihrer Beteiligung an der Stabilisierung der Dominanzkultur konfrontiert.“ (Groß 2007: o.S.)

Um rassistische, sexistische Kontinuitäten zu durchbrechen, ist es erforderlich, sogar unentbehrlich die Kritik postkolonialer feministischer Ansätze systematisch in Theoriepositionen einfließen zu lassen (vgl. ebd.).

8.4. Feministische Wissensproduktion

8.4.1. Homogenisierung feministischer Theorie

In ihrer Einleitung schreibt Veronika Wittmann, Bilder von Frauen der sogenannten Dritten Welt in westeuropäischen Ländern würden zur Thematik von Machtbeziehungen und Differenzen innerhalb der weiblichen Genusgruppe führen. Frauen der sogenannten Entwicklungsländer hätten in den letzten Jahren immer wieder auf die mangelnde

Auseinandersetzung westlicher ‚Mainstream‘-Feministinnen mit Rassismen²⁹ innerhalb feministischer Diskurse aufmerksam gemacht (vgl. Wittmann 2002: S.1). Die Kritik widmete sich vor allem den Interdependenzen von Diskriminierungsmechanismen entlang sozialer Kategorien wie ‚Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit‘ oder ‚race‘. In den 70er Jahren kritisierten Feministinnen innerhalb der westeuropäischen Frauenbewegungen Diskriminierung und Ungleichbehandlung. Von einer ‚gleichen‘ Diskriminierung aller Frauen kann jedoch nicht gesprochen werden, da sich die Erfahrungen unterscheiden. Jedoch wurden Zusammenhänge von ‚Geschlechts-, Schicht- und ethnischen Zugehörigkeiten‘ oft ignoriert.

„Eine Dekonstruktion von Differenzen zwischen Frauen weltweit erfordert nicht nur die Darstellung weiblicher Lebensrealitäten hinsichtlich historisch und sozio-geographisch unterschiedlicher Kontextualisierungen, sondern auch das Offenlegen gesamtgesellschaftlich zugrundeliegender Machtverhältnisse, d.h. welche Frauen an dem Diskurs über Differenzen, in welcher Art und Weise und mit welchen Ressourcen, beteiligt sind.“ (Wittmann 2002: S.2)

Es herrsche die Vorstellung einer Frau aus der sogenannten Dritten Welt, die ‚unterentwickelt und unterdrückt‘ sei. Deswegen stehe sie erst am Anfang emanzipatorischer Bewegung und sei nicht ‚so befreit‘ wie die angebliche Mehrheit der Frauen der sogenannten Industrieländer. Solche Assoziationen bieten ein homogenes Bild und eine negative Bewertung von Frauen der sogenannten Entwicklungsländer. Wittmann geht davon aus, dass genauso die ‚moderne, westliche, emanzipierte‘ Frau eine Konstruktion ist, wie die sogenannte ‚Dritte Welt-Frau‘. Dabei seien solche Assoziationen nicht auf einer tabula rasa entstanden, sondern mit der „kulturalistischen Denktradition der sog. Industriegesellschaften verknüpft.“ (Wittmann 2002: S.3)

8.4.2. Die Heterogenität und Komplexität von Machtbeziehungen.

Europa existierte als eine Ansammlung von Macht, denn sie war die konkrete Realität aller Menschen, die von europäischen Kolonialherren kolonialisiert wurden. „Die Prozesse der Eroberung, der Kolonisation, der Bildung von Weltreichen, der dauerhaften europäischen

²⁹ Mit Rassismen und Feminismen meint Wittmann „die Unterschiedlichkeit der Formen, die Rassismus annehmen kann, [zu] betonen; Feminismen beziehen sich auf die differierenden theoretischen Zugänge von Frauen und Männern zur Etablierung geschlechtsegalitärer Gesellschaftssysteme.“ (Wittmann 2002: S.1)

Niederlassung und der selektiven Entkolonisierung bilden das Feld, wo Europa sich selbst und seine ‚Anderen‘ konstruierte.“ (Brah Avtar 1996: S.25 nach Wittmann 2002: S.4) Dabei stellen die Bildung von Nationalismen und Rassismen geschlechtsspezifisch konstruierte Phänomene dar. Dabei seien die Diskriminierungsformen so komplex und bestimmten die Lebensrealitäten von Frauen, weswegen die Zugänge zu einer realistischen Vision der Etablierung einer Geschlechteregalität unterschiedlich sein müssten. Wittmann stellt fest, dass die Kritik der Feministinnen der sogenannten Dritten Welt eine zu minimale Reflexion der ‚Mainstream‘-Feministinnen bewirkte. Ihre Beteiligung an ausgrenzenden Mechanismen und Diskursen hätten sie nicht erkannt. Dabei zeigt der komplexe Zusammenhang von privilegierten und marginalisierten Frauen der Welt, dass die universalistische Annahme einer „gleichen Diskriminierung“ aller Frauen unhaltbar ist (vgl. Wittmann 2002: S.4f).

So werden z. B. in jeder feministischen Analyse Frauen, aufgrund ihrer gemeinsamen Unterdrückung als eine Gruppe charakterisiert. An genau dieser Stelle findet eine Vermischung zwischen ‚Frauen‘ als diskursiv konstruierter Gruppe und ‚Frauen‘ als materiellen Subjekten ihrer eigenen Geschichte statt. Daher trifft die vorausgesetzte Homogenität von ‚Frauen‘ als eine Gruppe nicht die historisch, konkrete, materielle Realität von Gruppen von Frauen. Es führt dazu, daß Frauen als eine schon immer bestehende Gruppe betrachtet werden, die von feministischen Wirtschafts-, Rechts- und Soziologiestudien als ‚machtlos‘, ‚ausgebeutet‘, ‚sexuell belästigt‘ usw. etikettiert wird. (Mohanty 1988: S.152 nach Wittmann 2002: S.5)

Die Grundannahme der Heterogenität von weiblichen Lebensrealitäten und den daraus resultierenden Sichtweisen in feministischer Theorie und Praxis lässt sich an einem simplen Beispiel erklären. Wittmann schreibt, der gesellschaftspolitische Entwurf der Erreichung der Emanzipation einer Subsistenzlandwirtin aus Peru sei aufgrund der sozio-ökonomischen Lebensverhältnisse ein anderer, als der einer Chirurgin aus Norwegen. Dabei spielen die sozioökonomischen Rahmenbedingungen eine große Rolle, wenn es um die Stimme dieser Frauen geht. Eine in ihren essentiellen Lebensbedürfnissen nicht eingeschränkte Frau findet eine andere Situation vor als wenn genau diese Lebensbedürfnisse eingeschränkt sind. So auch ihre Stimme. So wird die eine im Falle der Selbstartikulation eher eine Stimme haben, ihr wird auch eher zugehört als der ‚Anderen‘. Somit sind die Artikulationsmöglichkeiten auch unterschiedliche Größen. Alleine dieses Beispiel macht deutlich, dass die universelle,

einheitliche Kategorie „Frau“ vor allem im Kontext von Ungleichheiten und Feminismus nicht länger ein Paradigma sein kann (vgl. Wittmann 2002: S.5).

„Eine ausschließlich über die Geschlechterdifferenz definierte Begrifflichkeit von ‚Frau‘ bzw. ‚Geschlecht‘ hat einen ausschließenden und homogenisierenden Charakter. In einem paternalistischen Sinne erhebt das feministische ‚Wir‘ den Anspruch, den wahren bzw. von anderen gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen befreiten und ausschließlich über die Geschlechterkategorie definierten - Feminismus zu repräsentieren. Aus der Perspektive einer isolierten und aus einem komplexen Gefüge von sozialen und historischen Zusammenhängen herausgelösten Kategorie der Geschlechterdifferenz wird die sog. ‚universale Frau‘ konstruiert.“ (Sedef 1996: S.80 nach Wittmann 2002: S.5)

Die Vielfalt feministischer Sichtweisen und antisexistischer Bewegungen müsse deswegen weltweit anerkannt und gezeigt werden.

8.4.3. Epistemische Gewalt

Damit Menschen mit ihrer spezifischen Lebenswirklichkeit überhaupt wahrgenommen werden, bedarf es einer Wahrnehmung durch jemand. Nach Schroer unterliegen marginalisierte Personen einem ‚Antennenschicksal‘ (Schroer 2008: S.258), durch das in der Artikulation bestimmter Interessen keine Adressaten zu finden sind. „Es interessiert sich einfach niemand für das, was sie sagen.“ (Busche/Stuve 2012: o.S.) Das Schicksal der Antenne soll ein Ausdruck einer hegemonialen Strategie des Nicht-Zuhörens sein. Demnach beginnt Normalisierung beim Zu- bzw. Nicht-zuhören. Die beiden AutorInnen schildern ein Beispiel aus der Pädagogik und zeigen anhand dessen, wie Normalisierungen anhand von Hören und Nicht-zuhören entstehen. SchülerInnen werden aufgrund ihres Geschlechts, ihrer sozialen Schicht und ihres kulturellen Hintergrunds unterschiedlich wahrgenommen. Jugendliche werden unterschiedlich auf bestimmte gesellschaftliche Positionen festgeschrieben und somit wird normalisierende pädagogische Praxis dargestellt. Doch müsse eine kritische Praxis nach Castro Varela und Dhawan (vgl. Varela/Dhawan 2003: S.279) in der Lage sein, das Nichtgedachte der dominanten Diskurse zu denken und denen Gehör zu verschaffen, die zur Zielscheibe der epistemischen Gewalt werden.

8.4.4. Artikulation

Castro Varela und Dhawan plädieren dafür, Räume zu schaffen, in denen Marginalisierte die Möglichkeit haben, sich zu artikulieren. Ein Austausch im Sinne von Sprechen und Zuhören soll hier stattfinden. Es soll ein gemeinsames Bewusstmachen darüber erfolgen, das der/die Einzelne nicht spinnt, wenn er/sie rassistische, soziale, geschlechtliche Erfahrungen gemacht hat und über diese berichtet. Diese Verständigungsprozesse innerhalb einer Gruppe beschäftigen sich auch damit, wie auch innerhalb der Gruppe normative Maßstäbe gewaltvoll durchgesetzt werden. Die Frage nach den Gestaltungsweisen der eigenen Verhältnisse wird hier aus intersektionaler Perspektive gestellt (vgl. Busche/Struve 2012: o.S.).

„Mit der epistemischen Gewalt werden die Produktionsverhältnisse, in denen Kategorisierungen hervorgebracht werden, selbst in Augenschein genommen. Grenzziehungen von Zentrum und Rändern, Normalität und Abweichung, Dazugehörenden und Nicht-Dazugehörenden, männlich und weiblich werden porös gemacht.“ (Busche/Stuve 2012:o.S.)

8.4.5. Spivak: Epistemische Gewalt

Spivak (1988; 1994; 2000 et al.) beschreibt mit der epistemischen Gewalt die Macht- und Gewaltverhältnisse in der Wissensproduktion, wie sie im kolonialen sowie postkolonialen Diskurs des Okzidentalismus und Orientalismus zum Vorschein kommen. Dabei sind unterschiedliche, divergierende, an gesellschaftliche, politische und historische Zusammenhängende geknüpfte Interessen an der Konstruktion des ‚Anderen‘ (‚Othering‘) beteiligt. Es wird ebenso eine Wirklichkeit erzeugt und eine Welt hergestellt (‚Worlding‘), die hierarchisch angeordnet ist. Die epistemische Gewalt ist somit die diskursive Macht, „die bei der Durchsetzung binärer Repräsentationen die Grenze zwischen der eigenen und der anderen Gruppe markiert und festschreibt.“ (Potts et al. 2006 nach Zuckerhut 2011: S.26) Als charakteristisches Beispiel für Spivak gilt die Konstituierung des kolonialen Subjekts als ‚Anderes‘. Im Begriff ‚Indierin‘ kommen demnach koloniale Diskurse und Identität zum Tragen. Somit ist es das Ergebnis „imperialistischer Geschichte der Subjektkonstitution“ (Spivak 1994 nach Zuckerhut 2011: S.26). Homogenisierungen finden statt, indem unvergleichbare Lebenserfahrungen in einem Terminus vereinheitlicht werden. Das hat äußerst negative politische Folgen und zwar „für diejenigen postkolonialen Subjekte (...), die am untersten Ende der sozialen Hierarchie verortet sind.“ (Varela/Dhawan 2005 nach Zuckerhut 2011: S.26)

Das ‚Schreiben über‘ kann bei Spivak ebenso eine Form der epistemischen Gewalt sein, solange es Grenzziehungen und Hierarchien festschreibt, wie Spivak schon 1988 festhielt. Nancy Lindisfarne (2007) spricht von einer Naturalisierung von Ungleichheit über ein kapitalistisch/orientalisches Paradigma und den damit einhergehenden stereotypen Dichotomien. Gabriele Habinger schreibt in ihrem Artikel *Genderless white power* (2007) über den kolonialen Diskurs in seiner wechselseitigen Bezugnahme auf ‚das Eigene und das Fremde‘ (vgl. ebd.). Sie versucht, die Auswirkungen dieser Diskurse auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung reisender Frauen im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zu untersuchen, und zeigt, wie die Rezeption von Reiseberichten dieser Frauen durch dualistische Denkmuster geprägt ist. Habinger schreibt über einen ‚kolonialen Eroberungshabitus‘ der Frauen, der sich einerseits auf die Auffassung einer Überlegenheit ‚des Westens‘ und ein Recht auf Kolonisierung im Allgemeinen bezieht, ihnen andererseits als westlichen Personen Privilegien und Rechte verschafft. „Über die Hautfarbe werden die Europäerinnen zu sichtbaren Repräsentantinnen westlicher Macht, kommen sie in den Genuss einer „genderless white power.“ (Zuckerhut 2011: S.26f)

Der Begriff der ‚epistemischen Gewalt‘ geht auf die marxistisch-feministisch-dekonstruktivistische Theoretikerin Spivak zurück. Sie beschreibt damit das gesellschaftliche Verhältnis der Repräsentanten und der Repräsentierten. Die Soziologin Encarnación Gutiérrez Rodríguez schreibt, dass Repräsentation als Sprechen stattfindet, wodurch Wissen geschaffen wird (vgl. Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.33).

„Wissen über die Welt bildet sich nicht in einem herrschaftsfreien Raum heraus, sondern dieses Wissen von und über die Welt wird in der Form einer diskursiven Aneignung der Welt durch Sprache und Schrift vollzogen.“ (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.33)

Das Darstellen an sich ist nach Spivak (2008: S.37) somit immer ein Konstruieren, ein Beschreiben der Welt, ein Neu-Schreiben der Welt. Gutiérrez Rodríguez beschreibt, dass das ‚Andere‘ durch dieses Sprechen erst geschaffen und als Negativfolie dem Identischen als Bezugspunkt dient, an dem sich das Selbst konstruieren kann. Weißes Wissen, welches durch weiße Wissensproduktion entsteht, hat sich historisch betrachtet stets als universal, objektiv und neutral beschrieben. Das ‚Andere‘ wurde erzeugt und ist einer „hegemonialen Bezeichnungspraxis“ ausgesetzt (vgl. Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.34). Gleichzeitig nimmt das Zentrum eine ausbeuterische Rolle durch die Konstituierung der ‚Anderen‘ als Forschungsobjekte ein (vgl. Varela/Dhawan 2003 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.34). Mark Terkessidis (1998) schreibt der Wissenschaft eine maßgebliche Rolle in der Produktion von rassistischem Wissen zu.

„What knowledge is being acknowledged as such? And what knowledge is not? What knowledge has been made part of academic agendas? And what knowledge has not? Whose knowledge is this? Who is acknowledged to have the knowledge? And who is not? Who can teach knowledge? And who cannot? Who is at the centre? And who remains outside, at the margins?“ (Kilomba 2008 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.34)

Die portugiesische Schriftstellerin und Psychologin Grada Kilomba hinterfragt das vorhandene Wissen und zeigt dadurch rassistische Macht auf. Wissensproduktion in Westeuropa müsse immer in Zusammenhang mit Kolonialismus verstanden werden. Rassistisches Wissen bedeute auch, dass bestimmte Formen des Wissens nicht zugelassen

werden, da sie nicht dem Kanon entsprechen. Somit wird das eine Wissen als solches anerkannt, ein anderes jedoch nicht. Eine gewisse „Hierarchie der Wissensproduktion, die bestimmte Formen von Wissen disqualifiziert, mundtot macht und dominante Formen von Wissen reproduziert“ (Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.34) ist dafür verantwortlich. Diese Hierarchie führt zu Auslassungen und Verblendungen, wie auch zu weniger öffentlich gemachtem nicht-weißem Wissen im akademischen Diskurs (vgl. ebd.).

WissenschaftlerInnen würden durch eine universale Selbstsetzung als neutral es nicht selten verabsäumen, sich mit der eigenen Situierung in gesellschaftlichen Diskursen und mit der eigenen Rolle in der (Re-)Produktion von Wissen und von Gewaltverhältnissen auseinanderzusetzen. Diese Tendenz beschreibt Spivak so: „Die Banalität der von linken Intellektuellen erstellten Listen von um sich selbst wissenden, politisch klugen Subalternen ist offen gelegt; indem sie sie repräsentieren, repräsentieren die Intellektuellen sich selbst als transparent.“ (Spivak 2008 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.35) Durch ein Selbstverständnis wie dieses, das Sprechende als transparent und neutral setzt, gerät die Komplizenschaft und die Beteiligung von Wissenschaft an der Produktion von rassistischem Wissen aus dem Blick und rassistisches Wirken kann unerkannt fort dauern (vgl. Terkessidis 1998 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.35). Aus diesen Gründen ist eine persönliche Verortung und Selbstpositionierung vor allem im universitären Rahmen des Sprechens wichtig. Wissen ist immer situiert, vom politischen ökonomischen, historischen Kontext und der Sozialisation abhängig.

„Texte, die hier vorrangig Gegenstand sein werden, sind keine objets trouvés, sondern immer schon Interpretiertes, mit Bedeutung Versehenes. Es bleibt stets nur ihre sekundäre Deutung. Sie werden gefunden, weil nach ihnen gefragt wird, ehe sie befragt werden – von einem kulturell und historisch spezifischen Standpunkt aus, der als gesellschaftlich, geschlechtlich, politisch wie wissenschaftlich situierter Standpunkt zu verstehen ist.“ (Michalitsch 2006 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.35)

Die *Critical Whiteness Studies* und die *Postcolonial Studies* fordern ein, dass sich Weiße als ‚weiß‘ positionieren, die eigenen Privilegien reflektieren, die eigene Komplizenschaft mit gesellschaftlichen Gewaltverhältnissen eingestehen und beenden (vgl. Schneeweiß/Gaubinger

2012: S.35). Nach Castro Varela und Dhawan (2003) sind von unterschiedlichen Wahrheitsregimen beherrschte Räume umkämpftes Terrain. Orte der Wissensproduktion sind von strukturellen Mechanismen der Inklusion und Exklusion geregelt. Jene, die sprechen können, seien für das Sprechen-Können als zentrale Ressource verantwortlich, um den subalternen Raum aufzulösen (vgl. Varela/Dhawan 2004 nach Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.36). Prüfende Selbstkritik und Selbstreflexion in Hinblick auf ‚othering‘-Strategien im eigenen Umgang mit dem Produzieren von Wissen stellen Wege des kritischen Hinterfragens der eigenen Position dar.

„Selbst ein reflektierter und verantwortungsvoller Umgang (oder zumindest der Versuch), mit der eigenen Beteiligung an der Produktion epistemischer Gewalt zu brechen, indem die eigene Situation und die eigene Stimme genutzt werden, um den subalternen Raum aufzulösen, ‚garantiert‘ nicht einen bruchlosen ‚Erfolg‘. Im Gegenteil ist ein Scheitern wahrscheinlich, eben gerade aufgrund der (eigenen) Situiertheit in strukturellen Gewaltverhältnissen.“ (Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.36)

(Selbst)-Kritik und ein regelmäßiges Bewusstmachen eigener Vergangenheit im Widerspruch der Reproduktion und der Verfestigung essentialistischer Vorstellungen über ‚Kultur‘ und ‚angeborenes Wissen‘ sind somit unverzichtbar (vgl. ebd.).

8.4.6. Nichtwissen

Schneeweiß und Gaubinger argumentieren, dass Nicht-Wissen eine Form der Gewalt sein kann. Die Vorstellung von sich selbst als funktionsfähig, funktionierend, unabhängig mache es schwierig, Verletzungen, Abhängigkeiten, andere und auch die eigenen, wahrzunehmen oder zuzulassen. Es besteht eine an den Rand gedrängte Mehrheitserfahrung mit Gewalt, über die gesprochen werden muss (vgl. Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.170).

Nicht zu wissen, drückt eine Position der Dominanz aus. Es sagt aus, dass man nicht wissen muss und dass dieses Wissen für einen selbst irrelevant ist. Innerhalb des Wissensregimes wird eine Norm der menschlichen Erfahrung erzeugt, die Gewalterfahrungen in den Bereich des Abnormalen, Marginalisierten, Verworfenen schiebt und verschweigt. So seien Wissen und Nicht-Wissen immer verortete, kontextspezifische Resultate von Machtdynamiken (vgl. Naples 2003). Menschen, die Gewalt erleben, erfahren neben der direkten Gewalt weitere

Formen der strukturellen Gewalt, wie beispielsweise die symbolische Gewalt, die in Form von Nicht-Repräsentation hervortritt, oder die epistemische Gewalt, die dazu führt, dass Menschen mit Gewalterfahrungen aus dem Rahmen der Intelligibilität ausgeschlossen sind.

„Eine bereits strukturell marginalisierte Position erhöht das Risiko, direkte Gewalt zu erfahren und wirkt sich selbst als Gewalt aus. Kommt es dann zu einer direkten Gewaltausübung, transportiert und verfestigt dies abermals die wirkmächtige Botschaft dieser Missachtung.“ (Schneeweiß/Gaubinger 2012: S.171)

8.5. Wissenschaftskritik feministischer Geschlechterforschung

8.5.1. Wurzel der Disziplin

Im deutschsprachigen Raum gilt die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung im Vergleich zum angloamerikanischen Raum als ‚verspätet‘. Lange Zeit galt die Unvereinbarkeit des Politikbegriffs der Neuen Frauenbewegung mit demjenigen des politikwissenschaftlichen Mainstreams als Ursache dafür. „Die feministische Politisierung des ‚Privaten‘ von Ehe und Familie und der hier verorteten Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern, die nach einem weiten Politikbegriff verlangt, steht im Widerspruch zum engen Politikbegriff des Mainstreams.“ (Dackweiler 2004: S.52) Der enge Politikbegriff zieht eine Grenze zwischen der Sphäre des Politischen im Sinne von Institutionen, Akteuren, wie Parteien und Verbänden, und der als unpolitisch definierten Sphäre des ‚Privaten‘, ‚Nicht-Öffentlichen‘, ‚Intimen‘. Ein positiver Effekt dieser Entwicklung ist die Interdisziplinarität und Internationalität in diesem Bereich. Politikwissenschaftlerinnen waren auf die Arbeit angloamerikanischer Wissenschaftlerinnen angewiesen, unter anderem auf die wissenschaftskritischen Diskussionsbeiträge US-amerikanischer Historikerinnen, Philosophinnen, Anthropologinnen und Soziologinnen, die feministisch ausgerichtet waren (vgl. Dackweiler 2004: S.51f).

„Um Geschlecht als eine grundlegende Kategorie sozialer Ordnung und politischer Gestaltung konzeptionell-begrifflich zu fassen, wurden psychosoziale Geschlechterdifferenzen, psychosexuelle Geschlechteridentitäten, kulturell-symbolische Geschlechterordnungen und soziale und politische Geschlechterverhältnisse (...) als analytische relevante Dimensionen ausgeleuchtet.“
(Dackweiler 2004: S.52)

Dennoch drückt sich in der geringen Zahl an Publikationen von Politikwissenschaftlerinnen im Gegensatz zu Soziologinnen das Ausbleiben einer fachspezifischen Wissenschaftskritik und fachbezogenen Methodendiskussion aus. Außerdem wird bis heute im Zuge der Rezeption der angloamerikanischen wissenschaftskritischen Debatten nicht ausreichend berücksichtigt, dass der politikwissenschaftliche Mainstream in den USA aufgrund differenter Konstellationen anders ausgestaltet ist als der europäische bzw. der deutschsprachige. Neben der starken, teilweise de-kontextualisierten Orientierung an ‚epistemology‘ und ‚methodology‘ der angloamerikanischen Debatte fällt auf, dass die junge deutschsprachige feministisch-politikwissenschaftliche Diskussion bislang nur sehr verhalten Kritik an

Wissenschaftsbetrieb und Wissenschaftsverständnis zum Ausdruck brachte (Dackweiler 2004: S.53).

„Und nur zögerlich konfrontiert politikwissenschaftliche Geschlechterforschung Kritische Theorie mit ihrem entscheidenden blinden Fleck der Erkenntnis. (...) Sie unterlässt es weitgehend, diejenige Strömung der Politikwissenschaft, die für feministische Problemstellungen am anschlussfähigsten ist, zur produktiven Selbstreflexion aufzufordern, um sie aus einer geschlechterreflektierten Perspektive selbstbewusst an ihren eigenen wissenschaftspolitischen Anspruch zu erinnern.“
(Dackweiler 2004: S.53)

Von der Ausgangsgrundlage der feministischen Politikwissenschaft aus werde ich nun der Frage nach der ‚Männlichkeit‘ der Politikwissenschaft nachgehen und einige Phänomene der Wissenschaft somit anhand der Politikwissenschaft erläutern.

8.5.2. Wissenschaftliche Wissensproduktion

Dackweiler stellt zwei offensichtliche Tatsachen am Anfang ihrer Auseinandersetzung klar, die die interdisziplinär und international vorangetriebene feministische Wissenschaftskritik und Methodologie-Reflexion seit den 1970er Jahren charakterisieren. Geistes- und Sozialwissenschaftlerinnen thematisieren die eklatante Abwesenheit von Frauen als Wissensproduzentinnen. Erstens sind sie in den akademisierten Wissenschaften ‚nur‘ als ‚Assistentinnen‘ der männlichen Wissenschaftssubjekte erwünscht (vgl. Dackweiler 2004: S.54). Zweitens machten diese aufmerksam darauf, dass der ‚weibliche Lebenszusammenhang‘ bzw. die sozialen Erfahrungen, politischen Interessen, subjektiven Bedürfnisse usw. in den von Männern generierten wissenschaftlichen Aussagen über gesellschaftliche Zusammenhänge entweder gar nicht oder nur in verzerrter und die weibliche Genus-Gruppe stereotypisierender Form zur Sprache kamen. Diese beiden Ansätze führten zur Kritik von drei Erkenntnissträngen und daraus resultierenden Forderungen.

a. Androkratie

Die Androkratie des Wissenschaftsbetriebs meint die ‚Bemanntheit‘ der wissenschaftlichen Institutionen. Die Forderung, Frauen sollte die Ausübung von ‚Wissenschaft als Beruf‘ möglich sein, beruht auf zahlreichen empirischen Forschungsarbeiten. Unsichtbare strukturelle Hürden für Frauen sowie ‚männerbündische Selbstrekrutierungsprozesse‘ und ‚Schließungsmuster in Form von informellen Netzwerken und Patronatssystemen im Berufs- und Karriereverlauf‘ (Krais 2000 nach Dackweiler 2004: S.54) wurden analysiert. Ein breites

Feld internationaler feministischer Wissenschaftsforschung überprüft zudem, ob Frauenfördermaßnahmen dazu beitragen, das Männerreservat Wissenschaft aufzubrechen oder ob sie in marginalisierte Nischen oder Sackgassen führen (vgl. Dackweiler 2004: S.54f).

b. Androzentrismus

Beim Androzentrismus handelt es sich „um eine reduktionistische Konstruktion von Wirklichkeit, in der Aussagen aus männlichen Erfahrungszusammenhängen heraus gewonnen wurden, auf „den Menschen“ übertragen werden und universale Gültigkeit beanspruchen.“ (Volkman 2003: 58) Der Androzentrismus greift nur die Sichtweisen von Männern auf und integriert sie in die Wissenschaft. Dabei erzwingt er ein bestimmtes Verhältnis von Geschlechtern, in dem die Frau nicht wahrgenommen wird. Vielfache Ausblendungen der Lebensweisen und Denkansätze von Frauen sind die Folge.

Geprägt wurde dieser Begriff von Charlotte Perkins Gilman in ihrem Buch *The man-made world or our androcentric culture* von 1911. Ihre Aussage ist: Männliche Lebensmuster und Denksysteme erheben einen Universalanspruch und erklären dabei Frauen zum ‚Anderen‘. Unter Androzentrismus ist somit eine männliche Sichtweise zu verstehen, die Männer als Zentrum und Maßstab sowie als Norm betrachtet. Der Normalfall ist somit männlich, das ‚Partikulare‘ weiblich. Im Gegensatz zum Sexismus stellt der Androzentrismus die Frau nicht offenkundig und explizit als minderwertig und dem Mann untergeordnet dar, sondern tut dies geheim in aller Stille, indem er Mann mit Mensch gleichstellt (vgl. Kreisky 2004: 27).

Ein relevantes Signum ist die Gleichsetzung von Mann und Mensch³⁰ und die Definitionsmacht über die Frau als mangelhafte und unterlegene ‚Andere‘ in androzentristischen Praktiken (vgl. ebd.).

„Die meisten feministischen Ökonominnen sind davon überzeugt, dass sich Frauen in einem System bewegen, in dem sich alles auf Männer bezieht und aus dem Frauen oft ausgeschlossen werden - ein sogenanntes ‚androzentrisches‘ System. Für feministische Ökonominnen ist es, 100 Jahre nach Beginn der sogenannten ersten Frauenbewegung, immer noch ein Forschungsinteresse, den Beweis für die Existenz dieses androzentrischen Systems zu erbringen. Nicht zuletzt um dieses System durch ein anderes zu ersetzen.“ (Schönpflug 2002: S.32)

³⁰ L’homme bedeutet im Französischen der Mensch und der Mann zugleich.

Die feministische Ökonomie zeigt die Strategien derer, die von diesem System profitieren, auf. Die Funktionsweisen der Strategien und die Auswirkungen von Diskriminierung aufgrund des Geschlechts können durch umfangreiche empirische Forschung aufgezeigt werden (ebd.). Bis weit in die 1980er Jahre galt diese Zentrierung auf das männliche Geschlecht in der politischen Partizipation. Frauen waren an den als politisch definierten Orten und in der politischen Öffentlichkeit kaum bzw. gering präsent (siehe auch Nelson/Chowdhury 1994; Hoecker 1998). Das lässt sich einerseits auf den langen Ausschluss von Frauen aus politischen Institutionen bis ins 20. Jahrhundert hinein zurückführen, andererseits wurde diese Abwesenheit der Frauen als deren ‚politische Apathie‘ gedeutet. In Bezug auf das ‚unpolitische‘ weibliche Wesen der ‚femina privata‘, das ‚besondere‘ Geschlecht - im Unterschied zum ‚allgemeinen‘ Gesellschaftswesen des männlichen ‚homo politicus‘ wurde die männliche Vorherrschaft rationalisiert und der ‚Sonderfall‘ Frau aus der demokratiethoretischen Analyse eskamotiert (vgl. Dackweiler 2004: S.55f).

Die wissenschaftspolitische Forderung ging mit der feministischen Androzentrismuskritik an der Wissenschaft einher. Das ‚zweite Geschlecht‘ sollte systematisch in Forschungsfelder eingeschrieben und Frauenleben sichtbar gemacht werden, auch damit gültiges Wissen über ihre soziale, ökonomische und politische Situation erhoben wird. Die Notwendigkeit eines Wissens über den Status quo der Frauen, aber auch die Transformation der ‚Frauensituation‘ zeigte sich daran, dass die SPÖ Regierung in den 1970-er Jahre präzise Aussagen über die Zahl der Apfelbäume und Schweine machen konnte, jedoch nicht über die Anzahl der beschäftigten Frauen im Bereich der Bundesverwaltung (vgl. Kreisky/Sauer 1998 nach Dackweiler 2004: S.56). Die ‚geschlechtshalbierten Wahrheiten‘ müssen vervollständigt werden, doch sind die vergeschlechtlichenden Dimensionen staatlichen Handelns kein Forschungsgegenstand, da Geschlecht als Strukturkategorie nicht Teil des analytischen Begriffsapparats ist (vgl. ebd.).

c. Male Bias

Feministische Geistes- und Sozialwissenschaftlerinnen kritisierten die geschlechtsblinden Flecken ihrer Disziplinen und trieben eine Auseinandersetzung mit den männlich konnotierten erkenntnistheoretischen bzw. epistemologischen Leitbildern der ‚Rationalität, und ‚Objektivität‘ von Wissenschaftlichkeit voran (Lloyd 1985).

„Die ideologiekritische Inspektion dieser Prinzipien, welche den Universalitätsanspruch moderner Wissenschaft fundieren und die Grenzziehung zu

anderen Wissensformen begründen, zielte auf die Aufdeckung der diesen Prinzipien eingeschriebenen ‚männlichen Vorurteile‘ bzw. ‚Voreingenommenheiten‘, d.h. auf die Decouvrierung des Male Bias (Hervorhebung im Original) aufgrund der Einseitigkeit der Erfahrungen männlicher Erkenntnis- und Wissensproduzenten.“ (Dackweiler 2004: S.56)

Die Analyse des Androzentrismus von Inhalten, Begriffen und Theorien ist neben der Decouvrierung des Male Bias der zweite Punkt feministischer Wissenschaftstheorie bzw. der Erkenntniskritik (vgl. Dackweiler 2004: S.56). Diese Dimension der Kritik markiert vergeschlechtlichende Perspektivität, die sich als geschlechtsneutral behauptet und greift weit über ein ‚Hinzuzählen‘ von Frauen hinaus.

8.5.3. Vervollständigung in den Wissenschaften

Erkenntnis- und wissenschaftskritische Debatten der US-Amerikanerinnen orientierten sich hierfür an einer geschlechterreflektierenden, materialistischen Sozialisations- und Objektbeziehungstheorie und fragten nach den geschlechterdifferenzierenden Dimensionen von Subjektkonstitution und Identitätsbildung in der kapitalistisch-westlichen Moderne (Fox-Keller 1986). Die historische Herausbildung der geschlechterhierarchisierenden Arbeitsteilung in Erwerbsarbeit von Männern und unbezahlte Versorgungs- und ‚Mütterarbeit‘ von Frauen in Ehe und Familie wurde einerseits als Grundlage männlicher psychosozialer Entwicklung betrachtet, und andererseits als Motor westlicher Normen modernen wissenschaftlichen Denkens und Forschens identifiziert (vgl. Dackweiler 2004: S.57).

„Der psychodynamische Zwang zur Ablösung, Abgrenzung und Entwertung vom Mütterlich-Weiblichen als Bedingung männlicher Identität spiegle sich in den wissenschaftlichen Leitbildern von Trennung, Abstraktion und Verdinglichung im Dienste der Beherrschung innerer und der Ausbeutung äußerer Natur wider.“ (Dackweiler 2004: S.57)

Männliche Identität gründet sich demnach auf die Abgrenzung des Weiblichen und spiegelt sich in den wissenschaftlichen Leitbildern wieder.

Des Weiteren griffen feministische Erkenntnis- und Wissenschaftskritikerinnen das bereits in der marxistischen Denktradition aufgeworfene Problem der ‚Standortgebundenheit‘ des wissenschaftlichen Denkens und Wissens auf. Wissenschaftskritikerinnen analysierten die historisch-soziale Bedingtheit wissenschaftlicher Begriffe, Theorien und Methoden sowie

Ethik und Ziele wissenschaftlicher Forschung, ausgehend von der Klassen-, der ethnischen und der Genus-Gruppenzugehörigkeiten der erkennenden Wissenschaftssubjekte und deren spezifischen Erfahrungen, Interessen, Wertvorstellungen, Normen und Weltanschauungen. Sie hinterfragten das Ideal eines interessenfreien, emotions- und körperlosen Subjekts des Erkennens und Forschens. Somit stellten sie „die Existenz eines Alltags-enthobenen, sachlichen, wert- und vorurteilsfreien, unparteiischen, von persönlichen Vorlieben und Abneigungen unbeeinflussten, abstrakten, weil geschlechtslosen Individuums“, welches von ‚außen‘ oder ‚oben‘ vom Standpunkt Gottes beobachtet wird, in Frage (Dackweiler 2004: S.57f). Evelyn Fox-Keller (1986) betrachtet diesen Objektivismus der modernen Wissenschaften, der Subjektivität sprich: Gefühle, Intuition, Werte und Parteilichkeit im Forschungsprozess als „unwissenschaftliche Störfaktoren“ abstempelt und eliminieren möchte, als Illusion eines autonomen männlichen Individuums (Dackweiler 2004: S.58).

„Es ist diese Schutzhaut der Unpersönlichkeit, die Behauptung, dem Einfluss von Begierden, Wünschen und Glauben entronnen zu sein (...), die die spezifische Arroganz, ja die Bravour des modernen Mannes ausmacht und zugleich seine besondere Subjektivität enthüllt.“ (Fox Keller 1986 nach Dackweiler 2004: S.58)

Die Analyse des verdrängenden Schweigens über die gesellschaftlich organisierten, herrschaftsförmigen Geschlechterverhältnisse, mit denen die Wissenschaft auch zur Aufrechterhaltung von Sexismus, Misogynie, Ausbeutung und Unterdrückung der weiblichen Genus-Gruppe mitwirkt, deckte die von westlichen, weißen und männlichen Wert- und Zielvorstellungen durchtränkten Prämissen wissenschaftlicher Erkenntnis- und Forschungsprozesse auf. Die Zusammenhänge der Entstehung, Begründung und Verwendung dieser Prozesse gelten als eingelassen in soziale und politische Kämpfe um die Kontrolle von Ressourcen, um Macht und Herrschaft. Dabei sind Erkenntnisinteresse und Verwendung wissenschaftlichen Wissens in patriarchale Macht- und Herrschaftsverhältnisse involviert (ebd.; siehe Harding 1994).

An dieser Stelle gilt es festzuhalten, dass es bei diesen Kritikstrategien nicht um die Verwerfung wissenschaftlicher Rationalität und Objektivität geht, vielmehr wird die wissenschaftspolitische Forderung erhoben nach Vervollständigung dieser

„in der Vergangenheit durch Rassismus, Imperialismus, Klassenherrschaft, Homophobie und Androzentrismus entstellten und eingeschränkten Erkenntnisprinzipien für das Projekt einer besseren (Politik)Wissenschaft im Dienst

demokratischer Werte und Normen und im Kampf gegen die gewaltförmige Marginalisierung und Unterdrückung von Menschen sowie die Ausbeutung ihrer Umwelt.“ (Dackweiler 2004: S.58f)

Die Abwesenheit von Frauen in der Wissenschaft führt zu einer Einseitigkeit betreffend der Selektion der Gegenstände der Forschung. Nicht nur die Selektionsmacht, sondern auch die Definitionsmacht von Problemen ist somit nur den Männern überlassen. Die US-amerikanische Physikerin und Wissenschaftshistorikerin Evelyn Fox Keller ist eine der Wissenschaftlerinnen, die in den 1980er die Institution Wissenschaft kritisch hinterfragte, vor allem auch nach ihrem Geschlechterverhältnis. Keller kritisierte die Abwesenheit von Frauen im System des Wissenschaftsbetriebs. Sie erkannte die Auswirkungen von Androzentrismus auf die Wissenschaft, was zu Einseitigkeiten und Verzerrungen führt. Androzentristisch geformte Wissenschaft wird auf diesem Wege weder ihrem Universalitäts- noch ihrem Wahrheitsanspruch gerecht (vgl. Kreisky 2004: S.28).

Später hinterfragen ebenso feministische Standpunkttheoretikerinnen die maskulinistisch geformten Begriffe, die für die Institution Wissenschaft von großer Bedeutung sind, beispielsweise Verständnisformen von Objektivität und Rationalität, die eine ungemein große Rolle in der Wissenschaft spielen. Feministinnen versuchen diese Begriffe neu zu definieren und daraus nicht-androzentristische Begriffe entstehen zu lassen (ebd.).

Eine der wichtigsten Anliegen der Feministinnen ist daher, die De- und Rekonstruktion androzentristischer Wissenschaftsansprüche. Sie streben die Sichtbarmachung von Lebensverhältnissen von Frauen an. Zusätzliches Bestreben ist eine Analyse der Geschlechterverhältnisse in der wissenschaftlichen Realität aus feministischer Perspektive zu beleuchten und somit die Herausbildung von Gender als zentrale wissenschaftssoziologische Kategorie zu bewirken (vgl. Harding 2006: S.12).

8.5.4. Standpunkt-Epistemologie

Sandra Harding gründete gemeinsam mit Nancy Hartsock die feministische Standpunkt-Epistemologie. Ihre Prämissen, dass die Identität des erkennenden Subjekts und wissenschaftliche Erkenntnisprozesse nicht zu trennen sind und dass subjektive Erfahrungen konstitutiv für Erkenntnisse sind, resultieren direkt aus der Wissenschaftskritik. Im Zentrum steht die Integration der Erfahrungen von Frauen als wissenschaftlichen Erkenntnissubjekten in die wissenschaftliche Forschung. Vorausgesetzt wird die Selbstreflexion der eigenen Standortgebundenheit der eigenen Erfahrungen, die einerseits aufgrund der Zugehörigkeit zu

Geschlecht, Klasse und Ethnie konstituiert ist und andererseits auf dem spezifischen Erfahrungskontext basiert, der über die gesellschaftlich organisierte Arbeitsteilung in Produktion und Reproduktion entsteht. Die ‚Theoretisierung subjektiver Erfahrung‘ öffnet den Blick auf differente Probleme und Interessen, die durch männliche Forschung weder gesehen noch erklärt werden können. „Eine historisch-spezifisch konstituierte ‚weibliche Perspektivierung‘ gesellschaftlicher Wirklichkeit generiert differente und somit umfassendere Fragestellungen und theoretische Bedürfnisse.“ (Dackweiler 2004: S.59)

Eine ‚starke Objektivität‘ wissenschaftlichen Denkens und Erkennens wird möglich, da sie von androzentrismen Verzerrungen befreite Objektivität realisiert und das angestrebte Ziel eines kollektiven Erkenntnisprozesses als soziale Interaktion innerhalb der ‚scientific community‘ darstellt (ebd.). Um eine andere Wissenschaft voranzutreiben, ging es nicht nur um die Reformulierung epistemologischer Leitideen, sondern auch um die Revision von Forschungstechniken. Methoden, die die Einstellungen, Verhaltensweisen, Bedürfnisse, Interessen und Konflikte von Frauen entweder vernachlässigen und marginalisieren oder missinterpretieren und stereotypisieren, sollen neu gedacht werden. Ebenso dazu zählt die Kritik an quantitativen Methoden empirischer Forschung, deren Logik auf die Notwendigkeit einer sozial isolierten, kontext- und subjektunabhängigen, wertfreien ‚Beobachtung‘ gesellschaftlicher ‚Tatsachen‘ von ‚außen‘ besteht. Feministische Geschlechterforscherinnen kritisieren, dass die Erfahrungen, Sinngebungen und Relevanzsetzungen von Frauen in vorgegebenen Mustern in Fragebögen weder erfassbar sind, noch erhoben werden sollen, da sie überzeugt sind, dass die komplexen Lebenslagen in einer auf Variablen reduzierten Forschung nicht artikuliert werden können (vgl. Dackweiler 2004: S.59f).

„Auf einer feministisch-methodologischen Perspektive können die individuellen Stimmen von Frauen daher nur mit Hilfe qualitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren wie dem biographischen, dem narrativen, dem Gruppeninterview und der teilnehmenden Beobachtung öffentlich zu Gehör gebracht werden (...). Denn die komplexen Konstellationen, die Diskontinuitäten und Brüche weiblicher ‚Normalbiographien‘ müssen exploriert, sprich in einem Entdeckungszusammenhang aufgesucht.“ (Dackweiler 2004: S.60)

Die Diskussion, ob nur qualitative Methoden den politischen Zielen der Frauen- und Geschlechterforschung gerecht werden oder ob auch quantitative Verfahren, die beispielsweise der Erfassung von Unterrepräsentanz von Frauen in bestimmten Positionen dienen können, nützlich sein können, bestand bis in die 1990er Jahre. Die deutschsprachige

Debatte wurde von der deutschen Soziologin Maria Mies angestoßen, die mit den ‚herrschaftsstabilisierenden‘ Methoden quantitativer Sozialforschung und der Aktionsforschung bei der Gründung des ersten Frauenhauses in Köln ‚methodische Postulate‘ für eine emanzipatorische Frauenforschung skizzierte. Frauenforschung beruht nach Mies darauf, dass die Forschungssubjekte als von patriarchaler Unterdrückung Betroffene und als Forschende, somit in doppelter Hinsicht in den Forschungsprozess involviert sind. Die Gemeinsamkeit zwischen Forscherin und Erforschter ermögliche, die Prinzipien von Betroffenheit, Empathie und Parteilichkeit zu gestalten und „von den allgemeinen Zielen und den strategischen und taktischen Erfordernissen der sozialen Bewegung zur Aufhebung von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen“ abhängig zu machen (Dackweiler 2004: S.61). Dabei sei das Ziel, die ‚verändernde Aktion‘ und die Entwicklung einer ‚feministischen Gesellschaftstheorie‘, die die Frage nach dem Zusammenhang von Frauen- und Klassenunterdrückung beantworten kann (ebd.), zu ermöglichen. Konkrete Forschungstechniken lassen sich bei Mies in ihren Postulaten zwar nicht finden, dennoch betrachtet sie qualitative Methoden, die erlauben, Datenerhebungen als offenen, flexiblen und interaktiven Kommunikationsprozess durchzuführen, für die Realisierung ihrer Prinzipien als eher geeignet (vgl. ebd.).

Einwände gegen die Postulate von Mies richteten sich gegen die Festlegung von Frauen- und Geschlechterforschung auf qualitative Methoden. Kritikerinnen argumentierten mit den Differenzen zwischen Frauenbewegungen und Frauenforschung und verwiesen außerdem darauf, dass die Methodenwahl von Forschungsgegenstand und -frage abhängig zu machen und nicht prinzipiell zu entscheiden ist (Müller 1984). Des Weiteren wurde auf die Gefahr der Verwechslung von Parteilichkeit, Betroffenheit und Empathie mit vorbehaltloser Identifikation mit den erforschten Frauen, auf die potenziellen Differenzen der Erfahrungen zwischen Forscherin und Erforschter hingewiesen und die Gefahr der Reduktion und Objektivierung von Frauen zu ‚Opfern‘ ausgedrückt, anstatt ihre Mittäterschaft zu untersuchen. Kritikerinnen forderten außerdem ‚Fremdverstehen‘ ernst zu nehmen, welches sich um die Aufdeckung latenter Sinngehalte der Deutungen und Relevanzsetzungen der Erforschten bemüht (vgl. Dackweiler 2004: S.62).

8.5.5. Vielstimmigkeiten und Differenzen

Zu Beginn der 1990er Jahre ist der Streit um ‚die‘ feministische Methode entschieden. Weder ein qualitativer noch ein quantitativer Methodenkanon hat sich etabliert, vielmehr plädiert die Mehrheit der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforscherinnen für eine dem Gegenstand

angemessene Methode. Die Verwendung von einander ergänzenden quantitativen und qualitativen Methoden, auch Triangulation genannt, gilt hierbei als Ideal. Ein Ideal, das sehr stark von den materiellen Ressourcen abhängig ist (ebd.).

„Der innovative Beitrag der feministischen Wissenschafts- sowie Methodologie- und Methodendiskussion liegt in der von ihr konsequent verfolgten Selbstreflexion der komplexen politischen Beziehung zwischen den an Forschung beteiligten Subjekten einerseits sowie der historisch-spezifischen Situiertheit vergeschlechtlichter Erkenntnissubjekte andererseits.“ (ebd.)

Ihre Erkenntnisinteressen, Forschungsziele und Forschungsethik in Bezug auf gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse transparent zu machen, ist Anspruch feministischer Geschlechterforschung. Vor dem Hintergrund der ‚Black Feminism‘-Bewegung Ende der 1980er Jahre, die einen wissenschaftlichen und politischen Diskurs der Differenzen zwischen Frauen angestoßen hat, steht das erkenntnisleitende Prinzip der ‚weiblichen Erfahrung‘ bzw. ‚Identität‘ auf dem Prüfstand. Postmoderne bzw. dekonstruktivistische Debatten um multiple Subjektivitäten in einem Netz aus Dominanz- und Unterordnungsbeziehungen von Klasse, Hautfarbe, Ethnie, Alter, Geschlecht und sexueller Orientierung bestärken diese Differenzen zwischen Frauen.

„Geschlechterdifferenz, weibliche Subjektivität oder die Identität von Frauen gelten als diskursiv konstruiert und als Resultate sozialer Institutionalisierungsprozesse, so dass sich nun Forschungsfragen auf soziale Prozesse und Kontexte der Konstruktion beider Geschlechter richten.“ (Althoff/Bereswill/Riegraf 2001 nach Dackweiler 2004: S.63)

Wie sich Wissenschaftskritikerinnen die Wissenschaft vorstellen, hat extreme epistemologische Folgen, da sie mit dem Allgemeingültigkeitsanspruch androzentrischer Wissenschaft und Wertneutralität brechen. In der feministischen Literatur richtet sich das Hauptaugenmerk jeweils auf die beiden feministischen Projekte, zunächst die Dekonstruktion androzentrischer Wissenschaftsansprüche und Perspektiven, indem der Androzentrismus aufgedeckt wird, Frauen in theoretischen Perspektiven sichtbar gemacht werden und ihre Handlungen, Erfahrungen und ihr Verständnis miteinbezogen werden. Das zweite Projekt dient der Rekonstruktion der wissenschaftlichen Realität aus feministischen Perspektiven anhand feministischer Epistemologien, dem Erforschen der theoretischen und empirischen Implikationen, wenn Gender ernst genommen wird (vgl. Dackweiler 2004: S.62f).

8.5.6. Bilder in der Forschung

Was sind nun die Konsequenzen für die wissenschaftliche Praxis? Wie gehen wir in der Wissenschaft bzw. wissenschaftlich mit Menschenbildern um? Die Autorinnen geben die Antwort, dass es wichtig und erforderlich sei, auf Menschenbilder zu achten, diese im Forschungsfeld aufzuspüren und im Forschungsprozess bzw. bei der Wissensgenerierung einzubeziehen, denn sie verweisen auf gesellschaftliche Machtverhältnisse. So bergen sie Potentiale für den Erkenntnisgewinn und für die Wissenschaft an sich. Dazu sei erwähnt, dass Wissenschaft selbst einen produktiven Prozess darstellt. Jedoch hat die Wissensgenerierung eine ganz besondere Rolle, denn sie ist durch die Machtverhältnisse der beteiligten Akteure bestimmt. „Wissen ist ein Produkt einer bestimmten diskursiven Formation, und zugleich ist es eine Aktivität; Wissen macht etwas, es produziert.“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.78) Ausgangspunkte des Wissens bilden hierbei das Vor-Wissen oder die Vorannahmen. Somit fließen auch immer bestimmte Menschenbilder in die Forschungs- und Erkenntnisprozesse mit ein und prägen diese.

Das Menschenbild ist essentiell für die Forschung, denn es macht einen Unterschied, ob der Forschende den Menschen als rationales Wesen betrachtet oder nicht. So sind diese epistemologischen Prämissen eine wichtige Voraussetzung und haben einen Einfluss auf die Forschungsperspektive. Schließlich beeinflussen sie das Verhältnis Forschungssubjekt und Forschungsobjekt. Der Zusammenhang von Macht- und Wissensformen und die Frage der eigenen Verstrickung der WissenschaftlerInnen in die Reproduktion von Machtverhältnissen ist eine bereits vielfach diskutierte, doch verliert diese Thematik nicht an Relevanz. Wissenschaft wird als Teil des Repräsentationsprozesses betrachtet und dadurch ist es auch entscheidend, Wissenschaft im Rahmen von Machtverhältnissen zu betrachten. Radikaler Kontextualismus und ein hoher Grad der Reflexivität sind somit unabdingbar für jeden im Wissenschaftsbereich Involvierten. Anstöße liefern hier Kritiken an traditionellen erkenntnistheoretischen Überlegungen, wie feministische Wissenschaftstheoretikerinnen sie formulierten. „Vereint ist diese Kritik in der Analyse der westlichen Konzeptionen von Wissen, Wahrheit und Objektivität sowie in der Entwicklung von alternativen Paradigmen“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.79).

Das Problem der Situiertheit wird hier erwähnt. Philosophin Sandra Harding beschäftigte sich mit der vermeintlichen Objektivität und führte den Begriff ‚Objektivismus‘ ein. Darunter versteht sie die konventionelle Vorstellung von Objektivität als „wertfrei, unvoreingenommen und leidenschaftslos“ (Harding 1994: S.155). Objektivität basiere auf einer Ignoranz der

historischen und gesellschaftlichen Verortung von WissenschaftlerInnen und deren Institutionen. Diese führe zur Produktion von unhinterfragten Aussagen. Weder die Entstehungskontexte noch die Werte- und Normenmuster würden reflektiert. Dieser „schwachen Objektivität“ setzt sie die „strenge Objektivität“ gegenüber. Diese sei ein Ideal, das eine strenge Reflexivität erfordert und einen kritischen Umgang mit Vorannahmen, die der Wissensproduktion zugrunde liegen. „Es gelte also, die gesellschaftlichen Verhältnisse und Ordnungen, die die (eigenen) wissenschaftlichen Praktiken prägen, zu reflektieren und sie analysierend in den Forschungsprozess zu integrieren.“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003 : S.80)

Donna Haraway (2007), US-amerikanische Naturwissenschaftshistorikerin und Biologin, beschäftigt sich mit Wissen, Wahrheit und der Interpretation von Macht. Foucaults Ausgangspunkt bei den Wissensuntersuchungen ist Macht, da der Wille zum Wissen ein Wille zur Macht ist (Foucault 1977). Das Streben nach Wissen dient der Durchsetzung, Erhaltung oder Auflösung von Herrschaftsverhältnissen. Er fordert die kritische Untersuchung von institutionellen Wissenschaftsdiskursen und sozialen Machtverhältnissen. „Diskurse entstehen in je spezifischen Praktiken (re-)produziert, die wiederum ‚objektives Wissen‘, so genannte ‚universelle‘ Bedeutungen von Wahrheit, Normalität und Moral sowie Subjekten konstituieren.“ (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.80) Haraway will diese dekonstruieren.

Ein weiteres Anliegen Haraways ist es, diese universalisierenden Wahrheitsansprüche der Wissenschaft und die dadurch erzeugten Bedeutungen zu dekonstruieren. Ihrer Ansicht nach ist eine objektive Vision eine hoffnungslose Vision, weswegen sie sich mit ‚God’s trick‘ auseinandersetzt. Das ‚situierete Wissen‘ wird als wissenschaftliche Sichtweisen produziert, die zu verorten sind. Donna Haraway (1995) argumentiert für Politiken und eine Epistemologie der Positionierung,

„(...)bei denen Partialität und nicht Universalität die Bedingung dafür ist, rationale Ansprüche auf Wissen vernehmbar anzumelden. Dies sind Ansprüche auf Aussagen über das Leben von Menschen: entweder die Sicht von einem Körper aus, der immer ein komplexer, widersprüchlicher, strukturierender und strukturierter Körper ist, oder der einfache und einfältige Blick von oben, von nirgendwo. Nur der göttliche Trick ist verboten.“ (Haraway 1995 nach Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.81)

Es sollen viele partikulare, für sich sprechende, spezifisch situierte Blicke in die Materie Einblick geben. Dabei sollen eine „leidenschaftliche Konstruktion und verwobene Verbindungen“ entstehen (Haraway 1995: S.85). Wissen an sich als diskursives Konstrukt ist selektiv. Der Forschende steht der Realität gegenüber und muss aus seiner Wahrnehmung selektieren und aus der Realität. Es werden zwangsläufig nur bestimmte Bereiche gewählt. Wissen kann niemals wertfrei sein, es ist dicht von Interessen. Diese „werden über einen Wirklichkeits-, Objektivitäts- und Wahrheitsanspruch manifestiert und verkörpern weniger Wissen oder Wahrheit denn Macht.“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.81)

8.5.7. Konsequenzen für wissenschaftliche Arbeit

Menschenbilder begleiten uns im alltäglichen Leben und in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Der Stellenwert dieser Bilder wird jedoch oft vernachlässigt, Reflexion und Selbstkritik sind daher erforderlich. Menschenbilder können, wie bereits erörtert, eine abwesende, aber mögliche andere Gegenwart verstellen und verrücken. In der Praxis der Repräsentation werden bestehende Deutungsmuster, Betrachtete und Betrachtende im Prozess der Betrachtung erzeugt. Sie sind mehr als ein Bild gesellschaftlicher Realitäten und Formierungen. Repräsentation können als eine Art Spiegelbild der Konstruktion von Wirklichkeit beschrieben werden. „Sie liefern einen Rahmen, in dem vermeintliche Wesenseigenschaften verankert werden (können), und lenken Positionen, aus denen heraus Menschen und Ereignisse betrachtet und bewertet werden (können).“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.82) Diese Bilder können nicht authentisch und der Realität entsprechend sein, gleichzeitig sind sie weder wahr noch falsch. Hierbei geht es um das Verständnis der Realität als Repräsentation und Repräsentation als diskursiver Konstruktion. Der Prozess, in dem Menschenbilder produziert werden, ist von Machtverhältnissen durchdrungen. Diese Menschenbilder werden durch Selbst- und Fremdwahrnehmung kommuniziert und dadurch werden Subjektpositionierungen reformuliert.

Die Autorinnen halten zum Schluss fest, dass es unmöglich sei, aus diesem Produktionskreislauf auszubrechen oder ihn aufzubrechen. Dennoch sind wir als WissenschaftlerInnen und vergesellschaftlichte Subjekte verantwortlich, die Bedeutungsvielfalt anzuerkennen. Der Zugang zu den Menschenbildern eröffnet uns Zugänge zu gesellschaftskritischen Machtanalysen. Dabei sei eine Verachtung der Bedeutsamkeit von Menschenbildern einem Willen zum Nichtwissen gleichzusetzen. „Sie birgt die Gefahr in sich, der Verführung eingängiger Erklärungsmuster und Komplexitätsreduktionen zu erliegen.

Das ‚Spiegelbild‘ wird zur eigentlichen Realität erhoben, und dessen Verzerrungen, Umkämpftheiten und Veränderbarkeiten werden außer Acht gelassen.“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.82)

9. Zusammenfassender Ausblick

Thematisch betrachten die postkolonialen Studien die langfristigen kulturellen, politischen, sozialen und psychologischen Auswirkungen des Kolonialismus. Die Verzahnungen zwischen kultureller Produktion und imperialer Herrschaft werden, wie bei Edward Said (1978), untersucht, aber auch die Klischees und Stereotypen, die den Blick auf das kulturell ‚Andere‘ verstellen, werden analysiert. Ebenso werden die Spuren, die der Kolonialismus bei den unterworfenen Bevölkerung hinterlassen hat, in den Blick genommen (Fanon 1961). Homi Bhabha (1994) befasst sich mit Phänomenen der Migration und beleuchtet kulturelle Vermischungsprozesse (vgl. Nandi 2013: S.121). In der Reihe postkolonialer Forschungen befindet sich auch die Analyse der Situation von MigrantInnen in Europa und Amerika, MigrantInnen, die aus einem der kolonisierten Länder in den Westen kommen, um zu flüchten oder suchend nach besseren Perspektiven des Lebens suchen oder aus vielen weiteren Gründen.

Als Mohanty's Text 1988 erschien, schreibt Politikwissenschaftlerin Uta Ruppert, war die Zeit für eine breite Auseinandersetzung über Differenzen und Dominanzverhältnisse zwischen Frauen unterschiedlicher Herkunft und Gruppenzugehörigkeiten auch in Deutschland reif. Dabei haben die vielfältigen Reaktionen darauf feministische Theorie und Wissenschaftspolitik merklich verändert. „Dass der innerfeministische Streit um Machtverhältnisse und (mangelnde) Solidarität in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen ist, hat somit nicht nur schlechte Gründe. Tatsächlich gab es auch diverse Annäherungen an die Idee ‚transversaler Politik‘.“ (Ruppert 2004: S.7)

Nira Yuval-Davis bezeichnete mit diesem Begriff bereits Mitte der 1990er Jahre eine politische Praxis der Solidarität, die anerkennt, dass Wissen ebenso wie politische Standpunkte stets kontextgebunden ist und dass erfolgreiche feministische Bündnisse immer respektvolle Sympathie für die Verortungen und Sichtweisen der ‚Anderen‘ verlangen. Viele frauenpolitische Erfolge der 90er Jahre, wie beispielsweise die internationale Anerkennung der Frauen-Menschenrechte, wären ohne Verständigung und Solidarität nicht denkbar gewesen. Gleichzeitig ist in Bezug auf Dominanzverhältnisse und Ungleichheit zwischen Frauen ganz gewiss viel Aufholbedarf. „Unter den Bedingungen verschärfter ökonomischer

Globalisierung entsteht bekanntlich nicht einfach nur eine Zunahme von ‚situiertem Wissen‘ und ‚transversaler Praxis‘“ (Ruppert 2004: S.7), sondern sind auch zunehmende Polarisierungen und rapide wachsende Ungleichheiten zwischen Frauen, national wie international, zu beobachten. Die schlecht bezahlte, ungeschützte Haushaltsarbeit von Migrantinnen, die für gut ausgebildete Mittelschichtfrauen zu den Bedingungen ihrer Karriere gehört, wäre ein Beispiel hierfür. Transnationale Frauenbewegungen versuchen diesen Ungleichheitsentwicklungen politisch zu begegnen. Das Verhältnis von Rassismus und Feminismus in Deutschland stellt weitgehend noch eine Lücke in feministischer Theorie und Praxis dar (vgl. Ruppert 2004: S.7f).

Das Bild der unterdrückten anderen Frau konnte herhalten für die Legitimierung imperialistischer Politik, heute jedoch wird es anders eingesetzt, nämlich als Legitimation restriktiver Migrationspolitiken (vgl. Varela/ Dhawan 2009: S.5).

„Wer repräsentiert, wer wird repräsentiert?

Wer ist sichtbar und anerkannt?

Wer ist nicht sichtbar?

Wer darf und kann sich selbst repräsentieren?

Wer darf und kann sich nicht selbst repräsentieren?

Wer ist befugt, über Andere zu sprechen und andere zu repräsentieren?

Wer gilt als legitime Sprecherin einer Gruppe?

Wer gilt als nicht legitimer Sprecher?“

(Brodén/Mecheril 2007: S.14)

Diese Fragen sind Fragen, die nicht an Brisanz verlieren. Im Buch *Re-Präsentationen - Dynamiken der Migrationsgesellschaft* behandeln die AutorInnen Anne Broden und Paul Mecheril unter anderem die Thematik der migrationsgesellschaftlichen Re-Präsentationen (vgl. Broden/Mecheril 2007). Die Globalisierung und der soziale Wandel haben dazu beigetragen, dass wir heute in einer Gesellschaft der Pluralität leben. „Viele Menschen können das als Bereicherung und Zugewinn an Freiheit schätzen, andere fühlen sich verunsichert und erleben die Diversität als Gefahr für die Werte ihrer Gruppe.“ (Mocevic 2013: S.447). Weder die Globalisierung noch die Vielfalt seien umkehrbare Phänomene. Im Fokus solch konfliktreicher Auseinandersetzungen stehen oft muslimische Frauen, denen in diesen Diskursen immer wieder die passive Opferrolle zukommt, denen immer wieder Autonomie und Handlungsfähigkeit abgesprochen werden.

„So wird viel über sie, kaum aber mit ihnen gesprochen. [...] Diese Ambiguität, den muslimischen Frauen pauschal Unterdrückung zu unterstellen und gleichzeitig selbst, meistens aus genau diesem Grund, zu ihrer Entmündigung beizutragen, stellt ein Phänomen dar, mit dem muslimische Frauen in ganz Europa zur Zeit stark zu kämpfen haben.“ (ebd.)

Der Zugang zur Erwerbsarbeit kann erschwert werden und somit wird der Ausstieg aus der vermeintlichen Opferrolle verhindert.

„Während früher die verführerische Orientalin hinter Haremsmauern die Phantasie von Malern, Reisenden und Schriftstellern beflügelte, dominiert heute einerseits das teils schicksalsergebene, teils aufbegehrende ‚Opfer des islamischen Patriarchats‘ und andererseits die schwarz verschleierte ‚Fanatikerin‘, Inbegriff ‚der Fremden‘ überhaupt.“ (Pinn/Wehner 1995 nach Mocevic 2013: S.448)

In ihrem Buch *Europhantasien* erklären die zwei Autorinnen, wie die islamische Frau aus westlicher Sicht beschrieben werden kann. Dabei zeigen sie Klischeebilder auf und deren Konstruktions- und Reproduktionsprinzipien und heben hervor, wie diese als Mechanismen der Ausgrenzung missbraucht werden können. Die öffentliche Wahrnehmung muslimischer Frauen sei von wenigen einförmigen Bildern geprägt, wodurch die Diversität unter der Gruppe der Musliminnen nicht sichtbar wird (ebd.) Dabei werden spezifische Lebensverhältnisse, soziale, ökonomische Dimensionen ausgeblendet. Die Folgen von Migration, Urbanisierung usw. werden ausgeklammert, kulturelle und soziale Einflüsse, die eine jede patriarchale Agrargesellschaft kennzeichnen, werden als ‚typisch islamisch‘ klassifiziert. Kontextlos wird die Schuld in den ‚islamischen Normen‘ gesucht (vgl. Mocevic 2013: S.449f).

„All dies legt eine große Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdbild von Musliminnen und in weiterer Folge gespannte Intergruppenverhältnisse zu anderen Frauengruppen nahe. Die Selbstwahrnehmung muslimischer Frauen (...) wird in öffentlichen Diskursen tatsächlich kaum thematisiert.“ (Mocevic 2013: S.450)

Eine prägende Rolle für die Entstehung bestimmter Bilder spielt der Orientalismus. Die Orientalin und ihre Beschreibung der Frau der ‚Andere‘ als Kontrastfolie, auf der sich Weiblichkeitsbilder des Abendlandes positiv abheben, erinnert an heutige Beschreibungen der ‚anderen‘ Frauen. Die vermeintlich ‚objektive‘ Rolle der abendländischen Frau ermögliche ihr diese positive Abhebung. Dieses Bedürfnis der ‚westlichen‘ Frau, sich über die ‚andere‘ Frau

in eine Subjektposition zu erheben, begründen von Braun und Mathes damit, dass die abendländische Geschlechterordnung auf einem Verständnis basiert, das den Mann als Repräsentanten des universellen Subjekts ansieht. Darin bestehe eine Möglichkeit, „die Schattenseiten der westlichen Emanzipation mit ihren spezifischen Zwängen und neuen Formen von Gewalt zu übersehen und die Risiken des Emanzipationsprozesses zu überspielen.“ (Rommelsbacher 2010 nach Mocevic 2013: S.150)

Frauen haben noch einen weiten Weg zur realen Chancengleichheit gegenüber Männern. Mocevic hält fest, dass das derzeitige politische Klima in vielen europäischen Ländern den Konfliktstoff auf den Umgang mit kulturellen Minderheiten verlagert, denen pauschal Frauenfeindlichkeit unterstellt wird (vgl. Mocevic 2013: S.157).

„Durch negative Zuschreibungen auf andere wird der Blick auf die Chancenungleichheit in den eigenen Reihen getrübt und von der anhaltenden strukturellen Ungleichbehandlung der Frauen abgewendet. Das ist nicht förderlich für die „Emanzipation“ – weder jener der Frauen der Mehrheitsgesellschaft noch jener der Minderheiten. Zudem geraten Frauen aus kulturellen Minderheiten in eine mehrfache Entmündigungssituation: Sie werden nicht nur im Hinblick auf das andere Geschlecht ungleich behandelt, sondern auch im Vergleich zu den Frauen der Mehrheitsgesellschaft.“ (ebd.)

Aus diesem Grund seien Initiativen, die die Solidarität zwischen Frauen unterschiedlicher Identitäten stärken, notwendiger denn je. Die Rahmenbedingungen müssen hierfür ‚gleiche Augenhöhe‘ gewährleisten.

„Denn tritt eine Gruppe in der Rolle der Nachhilfelehrerin mit erhobenem Zeigefinger auf, so vergibt sie damit die Chance auf wechselseitiges Lernen und reproduziert stattdessen den Diskurs, der Instrumentalisierungen von RassistInnen unterschiedlicher Seiten zu Gute kommt.“ (Mocevic 2013: S.157)

Abseits vereinfachender Polarisierungen und Stereotype können durch interkulturelle Kompetenzen neue Perspektiven für einen breiteren Emanzipationsbegriff eröffnet werden. Diese begünstigen das Wissen über sich und die ‚Anderen‘ und fördern Offenheit und Wertschätzung. Dieser Einstellung liegen ebenso ein weit gefasster Kulturbegriff, der die Dynamik, die die Transformationsprozesse innerhalb von Kulturen in Gang setzt, nicht außer Acht lässt, sowie ein reflektierter Umgang mit anderen Gruppen und Identitäten, zugrunde.

„Das Bestreben, gemeinsame Werte im konkreten Zusammenleben umzusetzen, wird so zu einem verbindenden Element.“ (vgl. Mocevic 2013: S.158)

Durch die Migration werden auch die Zugehörigkeitsverhältnisse problematisiert: „Was sind wir? Was gehört zu uns und was nicht? Dies zieht die Thematisierung von Grenzen mit sich. ‚Der Migrant‘ wird dabei als ‚der Andere‘, ‚der Nicht-Normale‘, ‚der Fremde‘ betrachtet, der von der „mythischen Norm“ (Brodén/Mecheril 2007: S.8) abweicht. Wer jedoch ein/e Migrant/in ist, muss als diskursives Produkt und als Ergebnis kontextspezifischer und lokaler Praxen der Repräsentation verstanden werden. Wer Migrant/in ist und wer nicht, ist wichtig, da das Schema, das zwischen beiden unterscheidet, zu den grundlegenden gesellschaftlichen Repräsentationsschemata gehört, die Ordnung schaffen.

*„Für Migrationsgesellschaften unserer Zeit ist kennzeichnend, dass eine Vielzahl von Bildern, Beschreibungen, Symbolen, Darstellungen und Zeichen in Umlauf sind, in denen nicht nur über (...) Identität und Differenz Auskunft gegeben wird, sondern Identität und Differenz auch beständig produziert und reproduziert werden.“
(Brodén/Mecheril 2007: S.9)*

Die AutorInnen heben hier drei Aspekte hervor. Erstens ist die öffentliche Darstellung, politische und soziale Vertretung für unterschiedliche, kulturelle Lebensformen nicht in gleicher Weise gegeben. Beispielsweise werden die Sprachen der ‚Anderen‘ in der Schule nicht eingebracht, nicht als Ressource wahrgenommen, nicht repräsentiert, sondern ausgeschlossen und als ‚Integrationshemmnis‘ abgestempelt. Sie werden durch Verbote für illegitim erklärt und unhörbar gemacht. Zweitens geht damit, dass die Möglichkeiten, sich darzustellen, zu vertreten ungleich verteilt sind, ein weiteres Machtmoment einher. Denn jene, die über Mittel der Repräsentation verfügen und somit sich selbst repräsentieren dürfen, sind auf faktischer und symbolischer Art privilegiert, die ‚Anderen‘ darzustellen. Die Beschreibungen, die Bilder ‚Anderer‘ und die Weisen des ‚Sprechens-über‘ sind Instrumente der Unterwerfung und Domestizierung der ‚Anderen‘ einerseits, andererseits werden dadurch die ‚Anderen‘ erst zu ‚Anderen‘. Drittens wird es nicht jedem gleichermaßen zugestanden, bestimmte Lebensformen zu repräsentieren. Es gibt anerkannte und weniger oder gar nicht anerkannte Lebensformen (vgl. Brodén/Mecheril 2007: S.10). Der Begriff ‚Mensch mit Migrationshintergrund‘ suggeriere, dass Deutsche ‚eigentlich‘ keinen Migrationshintergrund hätten. ‚Deutschen mit Migrationshintergrund‘ komme der kulturelle Status nicht zu, legitimer Vertreter Deutschlands zu sein. In dieser kulturellen Praxis würden hegemoniale Verhältnisse artikuliert und bekräftigt.

„Die drei (...) Punkte machen, (...) deutlich, dass das Thema ‚Repräsentation‘ mit verzweigten und mehrschichtigen Verhältnissen der Ungleichheit und mit Phänomenen der Macht verbunden ist. Differentielle Befugnisse, Legitimitäten, Verbote, Einschränkungen, Privilegien und Routinen des (Nicht-)Dürfens kennzeichnen die Repräsentationsverhältnisse in der Migrationsgesellschaft.“
(Brodén/Mecheril 2007: S.11)

Die Kritik an der Idee des Repräsentierens als Vergegenwärtigen ist, dass Repräsentation das zu Repräsentierende schafft. Repräsentation bildet eine Identität und schafft auch das Repräsentierte. Repräsentation erkennt nicht nur das ‚Andere‘ des ‚Eigene‘ nicht, sondern versucht, es durch Vereinheitlichung zu verhindern.

„So wichtig es (...) ist, für die Möglichkeit von kultureller Selbstdarstellung und politischer Selbstvertretung einzutreten, die Selbstrepräsentationen Anderer ernst zu nehmen, Räume und Zusammenhänge zu schaffen, in denen Erzählungen, Erfahrungen, Handlungen Anderer, die sie selbst zur Darstellung bringen, sichtbar und hörbar werden, so sehr muss auch klar sein, dass damit ein Prozess unterstützt wird, in dem die Anderen als Andere bestätigt und ratifiziert werden.“
(Brodén/Mecheril 2007: S.12f)

Repräsentationsverhältnisse wirken als Machtstruktur, weil diese Verhältnisse zu einer gewissen Zeit konstitutiv und relevant sind. In der Migrationsgesellschaft läuft der Kampf um Repräsentationen in allen relevanten Bereichen, wie Kunst, Medien, Alltagsgeschehen und Wissenschaft (vgl. Brodén/Mecheril 2007: S.14). Die Sozialwissenschaften beispielsweise bilden nicht soziale Sachverhalte ab, sondern erzeugen sie. Wahrheit sei, so Richard Rorty, Menschenwerk. Erkenntnisse sind rezeptiv, kognitiv und performativ produziert. „Etablierte sprechen über Außenseiter“ (vgl. Elias/Scotsen 1993 nach Brodén/Mecheril 2007: S.17). Die soziale Situiertheit, der Ort hat Einfluss auf die Konstitution von Gegenstand und Ergebnis.

Es soll deutlich gemacht werden, wo Darstellungen der ‚Anderen‘, Verlautbarungen über die Fremden, Repräsentationen des Nicht-Eigenen als hegemoniale Praxen wirken, weil sie die ‚Anderen‘, Fremden, Nicht-Eigenen zu Objekten degradieren und dazu tendieren, sie in diesem Status zu halten. Die ‚Nicht-Anderen‘ sind mit Definitions- und Bildmacht ausgestattet (vgl. Brodén/Mecheril 2007: S.18). Das Einfordern von veränderten Repräsentationsverhältnissen tendiert zur Authentifizierung der Stimme der ‚Anderen‘. Spivak zufolge trägt jeder Versuch der Repräsentation kolonisierende Züge. Die Übersetzerin

(der eigenen Kultur beispielsweise) trägt die Verantwortung für ihre Botschaft. Die Verantwortung der Repräsentierenden für ihre Repräsentation ist nicht suspendierbar, somit kann die Reflexion auf die Angemessenheit von Darstellungs- und Vertretungspraxen sowie Darstellungs- und Vertretungsansprüchen nicht aufgehoben werden. Kritik und Reflexion von Repräsentationsverhältnissen müssen stetig auch auf die eigene Praxis bezogen werden „und die Spannung ertragen, dass es, wie Spivak schreibt, entscheidend ist, die Komplizinnenschaft beim Ver-Schweigen anzuerkennen.“ (vgl. Broden/Mecheril 2007: S.22) Ein Beispiel dafür ist Quintanales. Sie schreibt (1983), dass nicht alle ‚Dritte Welt-Frauen‘ ‚women of color‘ seien und umgekehrt. Sie wisse nicht, was sie denken soll, denn viele von ‚uns‘ würden der Mittelschicht angehören, wären gebildet und somit privilegierter als viele weiße, arme, arbeitende Schwestern.

Die Kritik der Repräsentationsverhältnisse mündet in die Forderung, Repräsentationsformen in Wissenschaft, Politik und pädagogischer Praxis zu problematisieren und zu verändern. Die Daueraufgabe ist, die bedeutsame Frage von konkreten Repräsentationsverhältnissen zu thematisieren und die Kritik an der Idee einer ‚legitimen Vertretung‘ und einer ‚richtigen Darstellung‘ zu äußern. Wissen, Macht und Gewaltverhältnisse als Kennzeichen von Repräsentationsverhältnissen werden aus postkolonialer Perspektive analysiert und weisen letztlich auf die Unmöglichkeit adäquater Repräsentation (vgl. Broden/Mecheril 2007: S.23f).

10.Fazit

Die vorliegende Arbeit war eine sehr erkenntnisreiche Reise für mich. Nun werde ich versuchen, bezugnehmend auf die Einleitung, einige Erkenntnisse zusammenzufassen.

Eine Frau, der das Sprechen verwehrt bleibt, eine Frau, deren Anwesenheit und Positionen vertuscht werden, eine Frau, die gegen das homogenisierte Bild der Muslimin ankämpfen will – das waren die Erfahrungen, die mich dazu veranlasst haben, mich mit Repräsentation und Wissensproduktion auseinanderzusetzen. Das Problem der Missrepräsentanz und des Verschleierns der (vor allem differenten) Stimmen wurde von Gayatri C. Spivak angesprochen. Als sie meinte „The subaltern cannot speak“, meinte sie meiner Ansicht nach genau diesen Zugang zur Öffentlichkeit, der vielen verwehrt bleibt.

„So ,the subaltern cannot speak‘, means that even when the subaltern makes an effort to the death to speak, she is not able to be heard, and speaking and hearing complete the speech act.“ (Spivak 1996: S:292)

Die Vertretung und Darstellung subalternen Stimmen wird Intellektuellen überlassen. Intellektuelle Menschen, die Wissen (er)schaffen und denen aufgrund ihres sozialen Status und ihrer kulturellen Ressourcen Glauben geschenkt wird. Wenn Spivak sagt, die Subalterne könne nicht sprechen, meint sie, dass das Sprechen der Subalternen durch die Wissensproduktion von Intellektuellen verhindert wird (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999: o.S.). Es geht darum, dass die Stimmen, obwohl sie präsent und laut sind, nicht gehört werden, weil das Hören, das Wahrnehmen von Stimmen hegemonial bestimmt ist. „Zugleich erfolgt die Verstummung nicht nur durch die Aussondierung, Ausklammerung, sondern gegebenenfalls auch über die Vereinnahmung der Stimmen selbst.“ (Gutiérrez Rodríguez 1999: o.S.) So basiert Repräsentation von ‚anderen‘ Frauen auf zugelassenes Wissen von sogenannten Experten und Intellektuellen. Diese können durch ihre Darstellung der Welt (‚worlding‘- die Aneignung von Welt durch Sprache) zu einer Vertretung dieser beitragen. So dürfen Theorien nicht kontextlos betrachtet werden, sondern müssen stets als Widerspiegelung gewisser Machtverhältnisse, als gesellschaftliche Effekte im jeweiligen Ort und in der jeweiligen Zeit, gesehen werden (ebd.). Wissen ist keine Reflexion der absoluten Wahrheit, sondern eine produktive und konstituierende Kraft, die Bedeutung schafft. Bedeutungskonstruktionen sind demnach Formen der Machtausübung (vgl. Wuchterpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: S.75).

Viele Praktiken der Unsichtbarmachung werden so wie sie zur Legitimation der Kolonialmächte dienten, heute zur Legitimation einer restriktiven Migrationspolitik in Europa

eingesetzt. Nicht nur aus diesem Grund ist es spannend und wichtig sich mit diesen Kontinuitäten auseinanderzusetzen. Jedes Wissen, das ‚anders‘ und außerhalb des hegemonial Zugelassenen ist, läuft Gefahr nicht gehört zu werden.

Eine Differenzierung zwischen ‚Kolonialisierung als ein Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssystem‘ und ‚Kolonialisierung als Erkenntnis- und Repräsentationssystem‘ ist nach Hall nicht haltbar (vgl. Hall 2002: S.237), weil beide ‚Systeme‘ sehr stark miteinander verbunden sind. So beruht der koloniale Diskurs auf einer Bedeutungsfixierung, die in der Konstruktion der ausnahmslos ‚Anderen‘ zum Vorschein kommt. „Die gewaltvolle Repräsentation der ‚Anderen‘ als unverrückbar different war notwendiger Bestandteil der Konstruktion eines souveränen, überlegenen europäischen Selbst.“ (Varela/Dhawan 2005: S.16)

Die feministische Wissensproduktion interveniert in das hegemoniale Denken und stellt eine Art Befreiungsgeste dar, die Veränderung bewirken will. Das Hinterfragen bestehender Denkverhältnisse ist der Anfang der Veränderung, die wiederum im Denken und beim Wissen ihren Anfang nimmt (vgl. Oloff 2013: 150f).

Ich freue mich diesen Beitrag im Sinne einer Befreiungsgeste geleistet zu haben und blicke hoffnungsvoll in eine Zukunft, in der postkoloniale und feministische Theorie einen Erkenntniswert für die deutschsprachige intellektuelle Debatte haben. Die vorliegende Arbeit wirft noch sehr viele Forschungsfragen auf, denen ich mich widmen möchte. Besonders interessant fände ich einen Vergleich zwischen postkolonialen Feministinnen in der Diaspora und muslimischen Feministinnen in Europa.

11.Literaturverzeichnis

- Alcoff, Linda Martín (2013): The feminists we love, URL <http://thefeministwire.com/2013/10/feminists-we-love-chandra-mohanty/>, zuletzt abgerufen am 12.05.2014.
- Althoff, Martina /Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit (2001): Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen, Opladen.
- Altvater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (2004): Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Amin, Samir (1977): Unequal Development. An Essay on the Social Formations of Peripheral Capitalism, New York: Monthly Review Press.
- Anzaldúa, Gloria (1987): Borderlands/La Frontera. The New Mestiza. San Francisco.
- Appiah, Kwame Anthony (1991): Is the Post- in Postmodernism the Post- in Postcolonial? In: Critical Inquiry 17:Winter. S. 336-357.
- Appiah, Kwame Anthony (1992): The Postcolonial and the Postmodern. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S. 119-124.
- Ashcroft, Bill/ Griffiths, Gareth/ Tiffin, Helen (1989): The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-colonial Literatures, London/New York: Routledge.
- Ashcroft, Bill/ Griffiths, Gareth/ Tiffin, Helen (1995): The Post-Colonial Studies Reader. London/Nwe York. Routledge.
- Avtar, Brah (1996): Die Neugestaltung Europas. Geschlechtsspezifisch konstruierte Rassismen, Ethnizitäten und Nationalismen in Westeuropa heute“ in Fuchs Brigitte/Habinger Gabriele (Hrsg.): „Rassismen & Feminismen - Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen“; ProMedia Verlag, Wien 1996, S. 25.
- Bachmann-Medick, Doris (1996): Weltweite Vogelperspektive. Anthropologische und postkoloniale Herausforderungen der Literaturwissenschaft. In: Frankfurter Rundschau vom 10.12.1996.
- Barthes, Roland (1977): Image, Music, Text, New York: Hill and Wang.
- Bhabha, Homi (1994): The Location of Culture. London/New York. Zu Deutsch: Die Verortung der Kultur. Aus dem Englischen übersetzt von: M. Schiffmann und J. Freudl). Stauffenburg Verlag, Tübingen. 2000.
- Birch, Anthony H. (1971). Representation, New York.
- Bredekamp, Horst (2010): Theorie des Bildaktes, Frankfurt am Main.

- Broden, Anne/Mecheril, Paul (2007): Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung, In: Broden, Anne/Mecheril, Paul (Hg.) Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf.
- Broeck, Sabine (2002): Wird der weiße Feminismus seine "Default"-Position aufgeben? Gender Studies und Weißheit, In: Körper und Repräsentation, Insa Härtei, Sigrid Schade (Hrsg.) Schriftenreihe der Internationalen Frauenuniversität »Technik und Kultur«, Band 7.
- Bronfen, Elisabeth/ Marius, Benjamin (1997): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen.
- Brunhöber, Beatrice (2010): Die Erfindung "demokratischer Repräsentation" in den Federalist Papers, Band 14 von Grundlagen der Rechtswissenschaft, Mohr Siebeck Verlag.
- Buckendahl, Lou Paul (2012): „Empfänger-Kritik am weltwärts-Programm?! Eine postkoloniale Perspektive.“ Dissertation, Universität Wien.
- Busche, Mart/Stuve, Olaf (2012): Intersektionalität und Gewaltprävention. URL: <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesstexte/buschestuve/>, zuletzt abgerufen am 12.05.2014.
- Butler, Judith (1993): Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht „Frauen“, aber er muss nicht wissen, „wer“ sie sind. In: Frankfurter Rundschau, 27. Juli.
- Butler, Judith (1999). Gender Trouble, New York.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2003): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hsg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Berlin, S.270-290.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2004): Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In: Roß, Bettina (Hsg.): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine antirassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft. Wiesbaden, S.205-226.
- Castro Varela, Maria do Mar; Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld. Transkript.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan Nikita (2009): Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie? In: Femina Politica 2/09. Schwerpunkt: Feministische Postkoloniale Theorie. Gender und (De-)Kolonisierungsprozesse.

- Césaire, Aimé (1972): Discourse on Colonialism, New York/London: Monthly Review Press, Original 1955.
- Cherry, Deborah (2000): Beyond the Frame- Feminism and Visual Culture, Britain 1850 -1900 London and New York: Routledge.
- Combahee River Collective (1982), A Black Feminist Statement, in: Hull, Gloria T u.a. (eds.), All the Women are White, all the Blacks are Men, but some of us are brave: Black Women's Studies, Old Westbury, NY, S.13-22.
- Conrad, Sebastian/ Randeria, Shalini (2002): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M. Campus.
- Culler, Jonathan (1976): Saussure. London: Fontana.
- Dackweiler, Regina-Maria (2004): Wissenschaftskritik – Methodologie – Methoden; In: Politikwissenschaft und Geschlecht.
- De Lauretis, Teresa (1988): Feminist Studies / Critical Studies. London: Macmillan.
- Derridas, Jacques (1967): Grammatologie. Aus dem Französischen von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983 (Paris 1967).
- Dirlik, Arif (1994): The Postcolonial Aura: Third World Criticism in the Age of Global Capitalism. In: Critical Inquiry 20:Winter. S.328-356.
- Duden online, URL: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Epistemologie>, zuletzt abgerufen am 12.05.2014.
- Easton, David (1953). The Political System. An Inquiry into the State of Political Science, New York.
- Elias, Norbert/Scotsen, John L. (1993): Etablierte und Außenseiter, Frankfurt a. M.
- Eulau, Heinz (1978). Changing Views of Representation, in: Heinz Eulau/John C. Wahlke, The Politics of Representation. Continuities in Theory and Research, Beverly Hills/London, S.31-54.
- Fairlie, John A. (1968). Das Wesen politischer Repr- sentation, in: Heinz Rausch (Hg.): Zur Theorie und Geschichte der Representation und Repräsentativ- verfassung, Darmstadt, 28- 73.
- Fanon, Frantz (1961): Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt am Main: Syndikat, Original 1961.
- Faubion, James D. (1998): Foucault. Aesthetics, Method and Epistemology. New York: New Press.

- Fink, Elisabeth/ Ruppert, Uta (2009): Postkoloniale Differenzen über transnationale Feminismen- Eine Debatte zu den transnationalen Perspektiven von Chandra Mohanty und Gayatri Spivak, in *femina politica* - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 2/2009: S. 64-73.
- Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Debut des Gefängnisses. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Merve, Berlin, 1978 (Neuauf. 2000).
- Foucault, Michel (1988) Archäologie des Wissens. 3. Auflage. Suhrkamp, Frankfurt a.M, 1988.
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (2001): Die Macht und die Norm. In: Short Cuts (2001). Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.
- Fox-Keller, Evelyn (1986): Liebe, Macht und Erkenntnis, Carl Hanser.
- Frankenberg, Ruth (1996): Weiße Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus. In: Fuchs, Brigitte; Habinger, Gabriele (Hg): Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien, S.51-66.
- Fricke, Dietmar (2012): Stuart Hall - Cultural Studies - oder Avatar in 3C gesehen, In: Representations and Contexts 1: S.23–50, URL: <http://www.wissenswerk.de/index.php/rac/article/viewFile/118/145>, zuletzt abgerufen am 24.04.2014.
- Gaubinger, Simone/ Schneeweiß, Sophie (2012): Fragile Kollektivitäten- kollektive Emanzipation, Überlegungen zur Bedeutung abhängiger Subjekte, menschlicher Verletzbarkeiten und der Gewalt gegen Kinder und Jugendliche durch nahe Bezugspersonen für emanzipatorische Politik, Diplomarbeit, Wien.
- Ghandi, Leela (1998): Postcolonial Theory. A Critical Indtroduction, Edinburgh University Press.
- Ginzburg, Carlo (1999): Repräsentation. Das Wort, die Vorstellung, der Gegenstand. in: ders.: Holzaugen. Über Nähe und Distanz, Berlin 1999, S.97-119.
- Griffiths, Phillips A./Richard Wollheim (1960). How can one person represent another?, in: The Aristotelian Society, suppl. vol. 34, 182208.
- Grofman, Bernard (1982). Should Representatives be Typical of their Constituents?, in: ders. (Hg.): Rep- resentation and Redistricting Issues, Lexington, Mass.

- Groß, Melanie (2007): Feministische postkoloniale Positionen. Feministisches Institut Hamburg. Analysen, Positionen & Beratung. URL: <http://www.feministisches-institut.de/postkolonial/>, zuletzt abgerufen am 20.05.2014.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Fallstricke des Feminismus- Das Denken "kritischer Differenzen" ohne geopolitische Kontextualisierung, Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik, erschienen im polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren 4 (1999), 13-24. URL: <http://them.polylog.org/2/age-de.htm>, zuletzt abgerufen am 24.06.2014.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik, in: Dies./ Hito Steyerl (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik, Münster, S.17-37.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2004): Postkolonialismus: Subjektivität, Rassismus und Geschlecht, In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Springer Verlag.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010): Postkolonialismus: Subjektivität, Rassismus und Geschlecht, In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Springer Verlag. Zweite erweiterte und aktualisierte Auflage, S.267-275.
- Habermas, S.Jürgen (1970): Zur Logik der Sozialwissenschaften, [zuerst Beiheft 5 der Philosophischen Rundschau, Tübingen 1967] Frankfurt am Main.
- Habinger, Gabriele (2007): Genderless White Power, Europäische Reiseschriftstellerinnen als „Agentinnen“ und Befürworterinnen des Kolonialismus, Vortrag im Workshop 4: Anthropologie der Gewalt: Geschlecht – Macht – Politik, 3. Tage der Kultur- und Sozialanthropologie, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien, 26. & 27.4.2007.
- Hall, Stuart (1989a): Die Konstruktion von „Rasse“ in den Medien. In Stuart Hall: Ausgewählte Schriften. Hamburg, S. 150–171.
- Hall, Stuart (1989b): Der Thatcherismus und die Theoretiker. In: Stuart Hall: Ausgewählte Schriften. Hamburg 1989, S. 172–206.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften II. Hamburg.
- Hall, Stuart (Hg.) (1997): Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London. SAGE Publications.

- Hall, Stuart (2002): Wann gab es ‚das Postkoloniale‘? Denken an der Grenze, In: Conrad, Sebastian; Shanderia, Shalini (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M. Campus. S. 219-246.
- Hall, Stuart (2004): Ideologie Identität Repräsentation. Ausgewählte Schriften IV. Hamburg. Argument.
- Hall, Stuart (2004a): Das Spektakel des Anderen. In: Ders. (2004a):): Ideo- logie, Identität, Repräsentation. Aus- gewählte Schriften Bd. 4, Hamburg, S.108–166.
- Hall, Stuart (2004b): Wer braucht ‚Identität‘? In: Ders. (2004a):): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schrif- ten Bd. 4, Hamburg, S. 167–187.
- Haraway, Donna J. (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. M./New York. Campus.
- Haraway, Donna (2007 [1988]), Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive, In: Sabine Hark (Hg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie, Wiesbaden: VS Verlag, 305-322.
- Harding, Sandra (1994): Whose Science? Whose Knowledge?: Thinking from Women's Lives, 1991 (deutsch: Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu, Campus Verlag.
- Harding, Sandra (2006): Science and Social Inequality: Feminist and Postcolonial Issues.
- Hartmann, Johanna/Kaluza, Marina/Rakic, Goran (2008): Repräsentation. In: MedienKulturWiki. URL: <http://www.leuphana.de/medienkulturwiki/medienkulturwiki2/index.php?oldid=577>, zuletzt abgerufen am 12.05.2014.
- Heller, Hermann (1986). Staatslehre, in der Bearbeitung von G. Niemeyer, 6. Aufl., Tbingen, Original 1934.
- Hetzel, Andreas (2011): Politische Repräsentation und radikale Demokratie, In: Forschungsinstitut für Philosophie Hannover- Journal, Nr. 17 April 2011.
- Heuermann, Hartmut (2000): Wissenschaftskritik- Konzepte, Positionen, Probleme, A. Francke Verlag, Tübingen- Basel.
- Hintze, Otto (1931). Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung, in: Historische Zeitschrift.
- Hobbes, Thomas (1968). Leviathan, Harmondsworth.

- Hofmann, Hasso (1974). Repraesentation. Studien zur Wort- und Begriffsgeschichte von der Antike bis ins 19. Jahrhundert, Berlin.
- Hogan, Willard N. (1970). Political Representation and European Integration, in: Integration 4, 288-289.
- hooks, bell (1996): Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht. Berlin.
- Hutcheon, Linda (1989): Circling the Downspout of Empire. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S. 130-135.
- Inhetveen, Katharina (2008): Macht, In: Baur, Nina/Korte, Hermann/ Löw, Martina/Schroer, Markus (2008): Handbuch Soziologie, S.253-271.
- Ulusoy, Betül (2013): Eure Nacktheit befreit uns nicht, Interview mit Nermin Ismail, URL: <http://www.m-media.or.at/frauen/muslimas-gegen-femen-eure-nacktheit-befreit-uns-nicht/2013/04/26/>, zuletzt abgerufen am 12.05.2014.
- Jäger, Siegfried (2000): Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse, URL: http://www.diss- Duisburg.de/Internetbibliothek/Artikel/Aspekte_einer_Kritischen_Diskursanalyse.htm, zuletzt abgerufen am 09.04.2014, Erscheint in überarbeiteter Fassung in Reiner Keller/, Andreas Hirsland, Werner Schneider, Willy Viehöver (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Opladen (Leske + Budrich).
- Jaspers, Karl (1949): Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. München Piper 1949.
- Kerner, Ina (1999): Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes Berliner Studien zur Politikwissenschaft 2, Hamburg.
- Kielmansegg, Peter (1985). Die Quadratur des Zirkels. Überlegungen zum Charakter der repräsentativen Demokratie, in: Ulrich Matz (Hg.): Aktuelle Herausforderungen der repräsentativen Demokratie, Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft, Heft 2, Köln.
- Klaus, Georg/ Buhr, Manfred (1972)): Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie. 3 Bände. Rowohlt, Hamburg.
- Klümper, Sonja (2010): Fehlende Dekolonisierungsprozesse und falsche Schwesternschaft im Kampf gegen die Armut, In: Wir Frauen Nr. 3 S.8 – 9.
- Krais, Beate (2000): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung- Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, Campus Verlag, Frankfurt/New York.

- Kreisky, Eva/ Sauer, Birgit (1998): Geschlecht und Eigensinn. Feministische Recherchen in der Politikwissenschaft, Köln/Wien/Weimar Böhlau Verlag.
- Kreisky, Eva (2004): Geschlecht als politische und politikwissenschaftliche Kategorie, erschienen in: Rosenberger Sieglinde K., Sauer Birgit (Hrsg.) Politikwissenschaft und Geschlecht Konzepte- Verknüpfungen- Perspektiven, Facultas, Wien 2004.
- Larsen, Jakob A.O. (1955). Representative Government in Greek and Roman History, Berkeley.
- Lauretis, Teresa de (1988): Displacing hegemonic discourses: Reflections on feminist theory in the 1980's. In: Inscriptions Vol. 3-4
- Leibholz, Gerhard (1966). Das Wesen der Repräsentation und der Gestaltwandel der Demokratie im 20. Jahrhundert, 3. Aufl., Berlin.
- Lewis, Reina (1996): Gendering Orientalism: Race, femininity and representation, Routledge, London.
- Lewis, Reina (2002): Feminism and Orientalism, Feminist Theory, Vol.3 (2), p.211-219.
- Lewis, Reina/Mills, Sara (2003): Feminist Postcolonial Theory: A Reader. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Lindisfarne, Nancy (2007): Starting from Below: Fieldwork, Gender and Imperialism Now, School of Oriental and African Studies, University of London.
- Loomba, Ania (1998): Colonialism/Postcolonialism, London/New York: Routledge.
- Lorey, Isabell (2012): Postkoloniale Theorie. In: Eva Kreisky, Marion Löffler, Georg Spitaler (Hrsg.). Theoriearbeit in der Politikwissenschaft, Facultas, Wien.
- Lowe, Lisa (1991): Critical terrains : French and British orientalisms, Cornell University Press. Ithaca New York.
- Löw, Christine (2009): Frauen aus der Dritten Welt und Erkenntniskritik? – Die postkolonialen Untersuchungen von Gayatri C. Spivak zu Globalisierung und Theorieproduktion, Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main.
- Loewenstein, Karl (1959). Verfassungslehre, Tübingen.
- Lummerding, Susanne (1994): Weibliche Ästhetik? - Möglichkeiten und Grenzen einer Subversion von Codes, Passagen Verlag.
- Manin, Bernard (1997). Principles of Representative Government, Cambridge.
- Manow, Philip (2011): Demokratische Repräsentation und die alten und neuen politischen Körperlehren, In: Forschungsinstitut für Philosophie Hannover- Journal, Nr. 17 April 2011.

- Mantl, Wolfgang (1975). Representation und Identität. Demokratie im Konflikt. Ein Beitrag zur modernen Staatsformenlehre, Wien.
- Mbembe, Achille (2008): What is postcolonial thinking? An Interview with Esprit 12/2006. Übers. V. John Fletcher. In: Eurozine (2008), URL: <http://eurozine.com/articles/2008-01-09-mbembe-en.html>, zuletzt abgerufen am 16.06.2014.
- Melman, Billie (1992): Women's Orients- English women and the Middle East, 1718-1918: sexuality, religion, and work, University of Michigan Press.
- Mendoza, Breny (2002): Transnational feminisms in question; in: Feminist Theory, Vol 3(3) 2002; 295-314.
- Menke, Karl-Heinz (2010): Eine nie überwundene Versuchung der Christologie Marcionismus in der deutschsprachigen Theologie des 20. Jahrhunderts, S.43-74, In: Streitfall Jesus: der notwendige Diskurs um die vielfältigen Jesusbilder, LIT Verlag Münster.
- Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaftlichen zum Kalkül. Politik der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt am Main/New York.
- Mills, Sara (1991): Discourses of Difference: An Analysis of Women's Travel Writing and Colonialism, Routledge, London.
- Mires, Fernando (1991): Die Kolonisierung der Seelen. Mission und Konquista in Spanisch-Amerika, Fribourg; Luzern: Edition Exodus.
- Mishra, Raj Kumar(2013): Postcolonial feminism: Looking into within-beyond-to difference, International Journal of English and Literature, S.129-134
- Mocevic, Haliemah (2013): Wege zur Emanzipation in einer multikulturellen und postsäkularen Gesellschaft. Ein Projekt an der Schnittstelle zwischen Religion und Öffentlichkeit, In: Gmainer-Pranzl, Franz / Rettenbacher, Sigrid (Hrsg.), Religion in postsäkularer Gesellschaft. Interdisziplinäre Perspektiven, Reihe: Salzburger interdisziplinäre Diskurse - Band 3, 2013
- Mohanty, Chandra Talpade (1988): Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis: Modernisierung der Ungleichheit – weltweit, Heft 23, S.149-162. Originaltext: Mohanty, Chandra Talpade (1988): Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: Feminist Review, No. 30 (Autumn, 1988), S. 61-88.

- Mohanty, Chandra Talpade (2002): "Under Western Eyes" Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggles. In: *Signs* 28(2), S.499-535.
- Montesquieu, Charles-Louis de (1994). *Vom Geist der Gesetze*, Ditzingen.
- Moore-Gilbert, Bart (1998): *Postcolonial Theory. Contexts, Practices, Politics*, London/ New York: Verso.
- Moraga, Cherrie/Anzaldúa, Gloria (Hg.): *This bridge called my back: Writings of radical women of Color*, New York.
- Müller, Frederik (2008): Diskurs. In: *MedienKulturWiki*. URL: <http://www.leuphana.de/medienkulturwiki/medienkulturwiki2/index.php?oldid=636>,
- Nandi, Miriam (2011): Gayatri Chakravorty Spivak: Übersetzungen aus Anderen Welten, In: Moebius, Stephan/ Quadflieg, Dirk (2011): *Kultur. Theorien der Gegenwart*, S.120-131, VS Verlag für Sozialwissenschaften Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden.
- Naples, Nancy A. (2003): Deconstructing and Locating Survivor Discourse. Dynamics of Narrative, Empowerment, and Resistance for Survivors of Childhood Sexual Abuse. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*. Nr. 28(4).
- Newman, Judie (1995): The Colonial Voice in the Motherland. In: Gita Rajan, Radhika Mohanram (Hg.): *Postcolonial Discourse and Changing Cultural Contexts*. Westport. S.47-57.
- Oloff, Aline (2013): Feministische Theorie als Kunst des Fragens. In: *Feministische Studien* 31/1 (2013). S.149 – 154.
- Osterhammel, Jürgen (2003): *Kolonialismus. Geschichte- Formen- Folgen*, München: C.H.Beck.
- Paine, Thomas (1912): *The Rights of Man*, orig. 1792, London.
- Pantel, Nadia (2013): Nacktes Missverständnis, URL: <http://www.sueddeutsche.de/politik/muslimas-empoert-ueber-femen-aktion-nacktes-missverstaendnis-1.1643194>, zuletzt abgerufen am 12.05.2014, zuletzt abgerufen am 12.05.2014.
- Peek, George A. (1954): *The Political Writings of John Adams*, New York. Pennock, John R. (1979): *The Problem of Responsibility*, in: Carl J. Friedrich (Hg.), *Responsibility*, New York.
- Pennock, John R. (1979): *Democratic Political Theory*, Princeton.

- Petersen, Kirsten Holst (1984): First Things First. Problems of a Feminist Approach to African Literature. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S.251-254.
- Pewny, Katharina (1999): Feminismus, Theater, Repräsentation, Diss., Universität Wien.
- Phillips, Anne (1995): The Politics of Presence: Issues in Democracy and Group Representation, Oxford.
- Phillips, Anne (1997): Dealing with Difference: A Politics of ideas or a Politics of Presence, in: Robert Gooding/Philip Pettit (Hg.): Contemporary Political Philosophy. An Anthology, Oxford, S.174-184.
- Pinn, Irmgard/ Wehner, Marlies (1995): Europhantasien: Die islamische Frau aus westlicher Sicht, Diss. Universität Duisburg.
- Pitkin, Hanna F. (1967): The Concept of Representation, Berkely.
- Podlech, Adalbert (1984). Repraesentation, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5, Stuttgart, 509547.
- Pollak, Johannes (2005): Repräsentation als Herrschaftsorganisation: ideengeschichtliche Anmerkungen, In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft Jg. 34 (2005), H. 3, S.217-232.
- Potts, Lydia (2006): Figuren der Grenze und des Übergangs. Repräsentationen von Weiblichkeit und Nation aus einer transkulturellen Perspektive. In: Adorf, Sigrid et al. (Hg.): Leitbilder, Selbstbilder, Optionen. Konzeptionen soziokultureller Repräsentationen.
- Quintanales, Mirtha (1983): I paid very hard for my Immigrant Ignorance, in: Moraga, Cherrie/Anzaldúa, Gloria (Hg.): This bridge called my back: Writings of radical women of Color, New York, S.150-156.
- Rausch, Heinz (Hg.) (1968). Zur Theorie und Geschichte der Repräsentation und Repräsentativverfassung, Darmstadt.
- Rich, Adrienne (1986): Notes Towards a Politics of Location, In: dies., Blood, Bread and Poetry. Selected Prose 1979-1985. London: Virago Press, S.210-232.
- Rommelsbacher, Birgit (2010): „Feministinnen und Rechte – Ungebrochene Selbstidealisierung. Berlin: TAZ von 18.01.2010. URL: <http://www.taz.de/!46956/>, zuletzt abgerufen am 22.06.2014.

- Rousseau, Jean-Jacques (1994): Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundzüge des Staatsrechts, hrsg. von H. Brockard, orig. 1762, Stuttgart.
- Ruppert, Ute (2004): Vorwort, In: Roß, Bettina (Hrsg.) Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft, VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2004.
- Said, Edward (1978): Orientalism, New York: Vintage.
- Said, Edward (1981): Orientalismus. Ullstein, Frankfurt am Main.
- Schade, Sigrid (1994): Katalog Andere Körper — Different Bodies. Offenes Kulturhaus Linz, Wien: Passagen Verlag 1994.
- Schade, Sigrid (1998): Körper zwischen den Spiegeln: Selbstinszenierungen in Videos, Filmen und Kunst von Frauen. In: Barz, Sabine u. a.: Körperbilder — Körperpolitiken, kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, H. 11, 1998, S. 37–54.
- Schade, Sigrid (2002): Repräsentation als Schnittstelle zwischen Blick, Sprache, Körper und Begehren, In: Körper und Repräsentation, Insa Härtei, Sigrid Schade (Hrsg.) Schriftenreihe der Internationalen Frauenuniversität »Technik und Kultur«, Band 7.
- Scheuermann, William E. (2002): Die politische Theorie konkurrierender Eliten: Joseph Schumpeter, in: André Brodocz/Gary S. Schaal (Hg.), Politische Theorien der Gegenwart Bd. I, Opladen, 399438.
- Schönpflug, Karin (2002): Feministische Ökonomie und das androzentrische Weltbild, Kurswechsel 1/2002, S. 32-38.
- Schroer, Markus (2008): Gesellschaft im Film, UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Schumpeter, Joseph A. (1942): Capitalism, Socialism and Democracy, New York.
- Sedef, Gümen (1996): Die sozialpolitische Konstruktion "kultureller" Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung, Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 19 (1996), H. 42.
- Sharpe, Jenny (1993): Allegories of Empire: The Figure of Woman in the Colonial Text, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Shital V., Gunjate/Ugir, Shivaji Mahavidyalaya (2012): Postcolonial Feminist Theory: An Overview, Proceedings of National Seminar on Postmodern Literary Theory and Literatur , Jan. 27-28, 2012, Nanded, URL: <http://www.igcollege.org/files/pdf/6%20p.pdf> , zuletzt abgerufen am 22.03.2014
- Shiva, Vandana (2001): Patents. Myths and Reality, New Delhi: Penguin.

- Sinha, Mrinalini (1995): *Colonial Masculinity: The 'manly Englishman' and the 'effeminate Bengali' in the late 19th century*. By Mrinalini Sinha. Manchester: Manchester University Press.
- Skinner, Quentin (2002): *Classical Liberty and the Coming of the English Civil War*, in: Martin van Gelderen/ Quentin Skinner (Hg.): *Republicanism, Vol. II: The Values of Republicanism in Early Modern Europe*, Cambridge.
- Smith, Thomas (1906): *De Republica Anglorum*, orig. 1572, Cambridge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues* (Edited by Sarah Harasym). New York, London.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1996): "Interview". In: Landry, Donna/ Maclean, Gerald(Gg.): *Spivak Reader: Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak*. New York.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1999a): *A critique of postcolonial reason- toward a history of the vanishing present*, Harvard: Harvard University Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1999b): *Interview: Gayatri Spivak on the politics of the subaltern*. In: *Socialist Review*, 90 (3), S.81-97.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): *Can the Subaltern Speak? Postkoloniale und subalterne Artikulation*, Wien. Turia + Kant.
- Stehr, Nico/Grundmann, Reiner (2010): *Expertenwissen, Die Kultur und die Macht von Experten, Beratern und Ratgebern*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist. URL: http://www.velbrueck-wissenschaft.de/pdf_ausfuehrlich/978-3-938808-82-5.pdf, zuletzt abgerufen am 03.05.2014
- Sternberger, Dolf (1971). *Nicht alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Studien ueber Repraesentation, Vor- schlag und Wahl*, Stuttgart. Syrett, Harold C. (Hg.). *The Papers of Alexander Hamilton*, New York.
- Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): *Einleitung*. In: Dies. (Hsg.) *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster, S.7-10.
- Suleri, Sara (1992): *Woman Skin Deep. Feminism and the Postcolonial Condition*. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): *The Postcolonial Studies Reader*. London/New York 1995. S. 273-280.
- Terkessidis, Mark (1998): *Psychologie des Rassismus*. Opladen.
- Tickner, Lisa/Weinstock, Jane/Wollen, Peter/Rose, Jacqueline/Owens, Craig and Linker, Kate (1984): *Difference: On Representation and Sexuality*. New York, NY: The New Museum of Contemporary Art.

- Ullmann, Walter (1975): *Medieval Political Thought*, Harmondsworth.
- Urbinati, Nadia (1999): *Rethoric and Representation: The Politics of Advocacy*, Paper presented at the Political Theory Workshop, University of Chicago, 11 Oct. 1999.
- Vester, Michael (2011): Die politisiche Repräsentation und ihre Krise, In: Forschungsinstitut für Philosophie Hannover- Journal, Nr. 17 April 2011.
- Voegelin, Eric (1991): *Die Neue Wissenschaft der Politik*, 4. Aufl., München.
- Voet, Rian (1998), *Feminism and Citizenship*, London.
- Volkmann, Angela (2003): *Eva, wo bist Du?: Die Geschlechterperspektive im Religionsunterricht am Beispiel einer Religionsbuchanalyse zu biblischen Themen*, Königshausen u. Neumann.
- Walgenbach, Katharina (2004): „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“: Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich, Campus Verlag.
- Ware, Vron (1992): *Beyond the Pale: White Women, Racism, and History*. Verso, 1992 - Social Science - 263 pages.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft- Grundriss der verstehenden Soziologie*, Mohr Siebeck, Tübingen.
- Wittig, Monique (2007): *La pensée straight*. Paris.
- Wittmann, Veronika (2002): Eine Analyse wider die Homogenisierung feministischer Theorie und Praxis im Kontext der sog. Ersten und der sog. Dritten Welt, In *Questionable Returns*, ed. A. Bove, Vienna: IWM Junior Visiting Fellows Conferences, Vol. 12.
- Wucherpennig, Claudia/ Strüver, Anke/Bauriedl, Sybille (2003): *Wesens- und Wissenswelten- Eine Exkursion in die Praxis der Repräsentation*; In: *Menschenbilder in der Humangeografie von Jürgen Hasse/ Ilse Helbrecht (Hsg.) Wahrnehmungsgeografische Studien Band 21*.
- Yeazell, Ruth Bernard (2000): *Harems of the Mind: Passages of Western Art and Literature*. London: and New Haven: Yale University Press.
- Yeğenoğlu, Meyda (1998): *Colonial Fantasies: Towards a Feminist Reading of Orientalism*, Cambridge Cultural Social Studies: Cambridge University Press.
- Young, Robert (2001): *Postcolonialism. An Historical Introduction*, Oxford: Blackwell.
- Zeit Online- Portal, URL: http://www.zeit.de/2003/41/Edward_Said; zuletzt abgerufen am 12.05.2014.

- Zeller, Joachim/ Zimmerer, Jürgen (2003): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin: Christian Links Verlag.
- Zimmermann, Albert (Hg.) (1971): Der Begriff der Re- prsentation im Mittelalter, Berlin.
- Zuckerhut, Patricia (2011): Einleitung: Gewalt und Geschlecht, In: Gewalt und Geschlecht, Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf sexualisierte Gewalt, Grubner, Barbara/Zuckerhut, Patricia (Hsg.), Peter Lang.

Danksagung

Ich möchte mich an dieser Stelle bei allen Menschen bedanken, die mich nicht nur bei dieser Arbeit, sondern auch im gesamten Studium und bei all meinen Projekten unterstützt und motiviert haben.

Mein Dank gilt meiner Familie, allen voran meiner Mutter Azza, meinem Vater Hassan, meinen Schwestern Jasmin und Sherin und meinem kleinen Bruder Karim. Sie alle haben mich stets gestärkt und an mich geglaubt.

Auch möchte ich mich sehr herzlich bei meiner Betreuerin Frau Dr. Birgit Sauer für ihre Unterstützung und zahlreichen Hilfestellungen bedanken. Es ist mir eine Ehre, bei ihr meine Abschlussarbeit verfasst zu haben. Sie hat mich stets beraten und hat somit einen bedeutenden Beitrag zum Gelingen dieser Arbeit geleistet.

Lebenslauf

Ausbildung

- Wintersemester 2012- Wintersemester 2014: Masterstudium der Politikwissenschaft an der Universität Wien - Thema der Abschlussarbeit: „Repräsentation und Wissensproduktion. Postkolonial-feministische Perspektiven.“
- Sommersemester 2010- Wintersemester 2013: Bachelorstudium der Religionspädagogik am Hochschulergang für Islamische Religionspädagogik in Wien - Thema der Abschlussarbeit: „Politische Bildung und Islamischer Religionsunterricht - Partizipation als Querschnittsmaterie“
- Wintersemester 2010- Sommersemester 2012: Bachelorstudium der Politikwissenschaft an der Universität Wien - Thema der Abschlussarbeit: „Genese sozialer Bewegungen und die Perspektive des gewaltlosen Widerstands“
- 2002-2010: Bundesrealgymnasium Bernoullistraße, 1220 Wien
- 2000-2002: Volksschule Georg-Pilgeri Strasse, 1220 Wien
- 1998-2000: Volksschule Wehligasse, 1020 Wien

Praktika und weitere Ausbildungen

- Februar 2014 bis August 2014 Praktikum bei Servus TV in Salzburg
- 2012/2013 Teilnahme am Österreichischen Journalistenkolleg in Salzburg
- August/September 2011 Praktikum an der University Putra Malaysia, „Raising political awareness in Kuala Lumpur“
- Juli/ August 2011 zweites Praktikum im ORF in Wien
- Februar 2011 erstes Praktikum im ORF in Wien

Stipendiaten

- August 2014 Stipendium des Österreichischen Integrationsfonds für die Teilnahme am Forum Alpbach
- Sommersemester 2013- Wintersemester 2014 Stipendiatin des österreichischen Studienförderungswerk PRO SCIENTIA

Berufserfahrung

- Freie Journalistentätigkeit seit Frühjahr 2014 bei der Wiener Zeitung
- Freie Journalistentätigkeit in der Presse seit 2011 und dem Standard seit 2008
- Freie Mitarbeit beim ORF seit 2011: Gestaltung von Beiträgen in den Sendungen: „Orientierung“ und „Religionen der Welt“
- Freie Mitarbeit bei Radio Ö1 seit Herbst 2010: „Einfach zum Nachdenken“